**Zeitschrift:** Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
**Herausgeber:** Antiquarische Gesellschaft in Zürich
**Band:** 41 (1959)

**Artikel:** Zürcher Sagen
**Autor:** Glaettli, K.W. / Kläui, Paul
**Kapitel:** I: Stadt Zürich und Zürichsee
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-378929

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# I. Stadt Zürich und Zürichsee

## *1. Von der Gründung der Stadt Zürich*

Vom Anfang der Welt an gezählt 3266 Jahre, 1154 Jahre nach der Sintflut, 82 Jahre nach Abrahams Tod und 30 Jahre nach der Gründung Triers, der ältesten Stadt in deutschen Landen, lebte im Königreiche Arles... ein König, der Thurricus hieß. Dieser wollte sein Königreich und das schwäbische voneinander trennen... Also baute er an die Aa, das ist der oberste Teil der Limmat, ein gar königliches und festes Schloß und ein kleines Städtchen dazu. Dieses reichte vom Einfluß der Sihl in die Aa bis zur (späteren) St. Peterskirche. Die Stadt nannte er nach seinem Namen Thurricum, das heißt „Stadt des Opfers". Hier opferte er jährlich den Göttern Jupiter, Merkur und der Diana in drei Tempeln, die er ihnen zu Ehren baute.

564 Jahre später, aber 1364 Jahre vor Christi Geburt, saß zwischen Schaffhausen und Rheinau an einem gar festen Ort, den der Rhein mehrteils umfließt, in einer mächtigen Stadt, ein König, welcher Schwevus hieß. Sein Land nannte sich nach ihm Schwevia und die Stadt Schwaben. Dieser Schwevus wollte sein Königreich, das bis an die Limmat reichte, von dem Königreiche Arles scheiden und baute dem Städtchen Thurricum gegenüber, auf der anderen Seite der Aa, auch ein Städtchen, genau gleich lang, wie das des Königs von Arles.

Und weil die beiden Städtchen so nahe beieinander lagen und nur durch die Aa getrennt waren, nannte Schwevus sie mit einem Namen, nämlich Duregum, das ist „civitas duorum regum" oder auf deutsch „die Stadt zweier Könige".

Bekannt ist, daß die Helvetier ihre Städte verbrannten, als sie nach Gallien auswanderten. Zürich war zu jener Zeit die Hauptstadt des Thurgaus und wurde auch verbrannt. Aber Kaiser Julius zwang die „Tigerini", ihre Stadt wieder aufzubauen. Bei dieser Gelegenheit sah er die günstige Lage dieses Ortes und schenkte den Einwohnern Regalien und das Stadtrecht, umgab die Stadt mit Mauern und Türmen und legte eine Besatzung hinein, die das Land zu beschirmen hatte. Er gab der Stadt den Namen Turregum, was bedeutet, daß sie mit Türmen beherrscht wird. Dies geschah vom Anfang der Welt an gezählt im 5095. Jahr und 46 Jahre vor Christi Geburt.

Also ist diese Stadt weiter in der Gewalt der Römer geblieben bis auf Diokletian. Der baute das alte Schloß gar fest aus, verstärkte die Stadt,

denn sie war den Römern recht nützlich und günstig gelegen. Wenn sie aus Italien nach Deutschland reisen wollten, besammelten sie all ihr Volk daselbst. Darum änderte Diokletian ihren Namen und nannte sie „Terregum terror regum", das heißt der Schreck der Könige, die hier bekriegt und überwunden wurden. So sind bisher an der Stadt Zürich vier Gründungen oder Stiftungen zu verzeichnen, nämlich von zwei heidnischen Königen und von zwei heidnischen Kaisern.

## *2. Felix und Regula*

Unter dem römischen Kaiser Diokletian herrschte eine grausame Christenverfolgung. In dieser Verfolgung wurden Mauritius, Exeporius, Candidus und Viktor, die Vornehmsten der Thebäischen Legion, auf das Geheiß des Maximian in Gallien bei der Stadt Sitten im Wallis mit 6666 Rittern christlichen Glaubens wegen gemartert.

Diese Märtyrer stammten aus dem Orient und einer edlen Stadt Ägyptens, die am Nil gelegen; sie waren vom Bischof von Jerusalem getauft worden. Und da diese Ritter kriegserfahren, tugendreich, edel, im Glauben aber noch edler waren, wurden sie von Maximian, dem Mitregenten des Kaisers, nach Gallien gegen den dortigen Aufstand zu Hilfe gefordert. Als er sie aber gegen die Christen sandte mit dem Befehl, den Göttern zu opfern, taten sie das nicht, und er gebot, sie an verschiedenen Orten und mit mancherlei Marter zu töten und je den zehnten zu enthaupten. Mauritius, ihr Heerführer, munterte die andern auf, bei ihrem Glauben zu bleiben. Sie legten die Waffen nieder und opferten sich Gott.

Nun begab es sich, daß die heilige Jungfrau Sankt Regula ihren Bruder Felix, der einer der Thebäischen Legion war, aus Ägyptenland und der Stadt ihrer Geburt in schwesterlicher Liebe nachfolgte. Aus Vorsehung Gottes des Allmächtigen trug es sich zu, daß viele dieser Laien abgesondert und nicht getötet wurden, wie Salvator, Adventer, Constantius, Victor, Ursus, Felix, Exuperantius, Regula, Verena und andere. Die nahmen es auf sich, den Christenglauben auszubreiten.

Also zogen die Geschwister Felix und Regula mit ihrem Diener Exuperantius, der ein alter Mann war, durch das Hochgebirge und kamen in die wilde Wüste Clarona, welche jetzt das Land Glarus ist, damals aber gar rauh und unbebaut war... Sie zogen darnach der Linth nach bis an den Zürichsee, dann den See hinab bis an dessen Ende, wo die Aa beginnt. Da trafen sie auf das alte und stolze Schloß Thuricum und beide Städte, ...die zu jener Zeit sehr klein waren... Aus Schickung Gottes wählten sie dieses

Gestade zu ihrem Wohnorte und fingen an, gleich oberhalb des Schlosses ...kleine Hüttchen zu bauen, da, wo die Wasserkirche jetzt steht. Hier vollbrachten sie gute Werke, fasteten, beteten, verkündeten das Wort Gottes und waren somit die ersten, die den Christenglauben in diesem Land predigten.

Nachdem Sankt Mauritius und seine Gefolgschaft durch Gottes Willen die Krone der Märtyrer erlangt hatten und etliche davon dem Wüterich Maximian entgangen waren, setzte sich dieser in den Kopf, die Geflohenen auch zu töten und die Christen ganz zu vertilgen. Er gebot... seinem Landvogt Decius auf dem Schlosse Thuricum, ...das da stand, wo der (Linden-) Hof ist und in der kleinen Stadt Zürich liegt, daß er alle Christen, wo er sie finden möchte, gefangen nehme und sie zwinge, den Göttern zu opfern. Und wenn sie das aus Ungehorsam nicht täten, solle er sie mit den gräßlichsten Martern verderben. Decius... schickte seine Diener an den Ort, ...da die lieben Heiligen sich aufhielten, damit sie ihm gefangen überantwortet würden.

Als nun die Schergen des Wüterichs zu der Wohnung der lieben Heiligen kamen, fanden sie diese beim Gebet vor dem Mittagessen bei einem Brunnen, der dieser Zeit (Brennwald: um 1500) unter dem Altar in der Wasserkirche eingefaßt ist und daher der heilige Brunnen genannt wird. Und daß Gott die Seinen nicht verläßt, bewies er ihnen mit seiner Gnade und schlug die Schergen mit Blindheit, daß sie die lieben Heiligen nicht erkennen mochten. Als Sankt Felix dies bemerkte, sprach er zu seiner Schwester Regula: „Siehe, die Zeit unseres Heils ist gekommen, unser Gott und Schöpfer will uns heimsuchen, das sollen wir gutwillig annehmen und uns den Häschern zeigen, damit wir die Krone der Märtyrer erlangen". Nun baten Felix, Regula und ihr Knecht Exuperantius mit ausgebreiteten Armen Gott den Allmächtigen, daß er durch seine... Barmherzigkeit ihnen seine Gnade mitteilen wolle, damit sie mit Geduld... die Marter ertragen und ihr Leben enden möchten. Sie erhoben sich vom Gebet und zeigten sich denen, die sie suchten.

Als nun die auserwählten Diener Gottes... gebunden... vor den Richter Decius... geführt worden waren, hub er... an: „Ich habe vernommen, daß ihr Christen... seid, die wegen Verschmähung der Götter und des Römischen Reiches mit Todesstrafe verfolgt werden. Ich will von euch wissen, ob dem so sei!"... Felix sprach: „O Decius, wir bekennen uns als Christenleute und bejahen auch diesen Glauben!" Decius antwortete: „Wenn ihr den unsterblichen Göttern opfert, mögt ihr am Leben bleiben!" Aber die lieben Heiligen gaben zur Antwort: „Wir opfern nicht und beten deine Abgötter nicht an. Du und alle, die sie verehren, werden für alle

Ewigkeit tot sein und ohne Ende gepeinigt werden!" Darauf schwur Decius bei den großen, unsterblichen Göttern: „Sofern ihr dem Gotte Jupiter nicht opfert, so will ich euch mit allerlei grausiger Pein martern!" Darauf antworteten die Ritter Gottes: „Du hast unseren Leib in deiner Gewalt, damit magst du tun nach deinem Willen und Gefallen, aber unsere Seelen stehen in der Hand ihres Schöpfers; denen kannst du keinen Schaden zufügen!"

Ob dieser Rede erzürnte der Wüterich und ließ die lieben Heiligen vor das Schloß auf die Hofstatt führen, da das Frauenkloster Ötenbach später stand. In der Ecke, wo Sihl und Limmat zusammenfließen, Sihlbühl genannt, wurden sie nackt ausgezogen, an große Säulen gebunden, mit Ruten, Peitschen und eisernen Stäben so lange geschlagen, bis vom Scheitel bis zu den Fußsohlen kein ganzes Stück Haut mehr an ihnen hing und das Blut überall von ihnen floß. Nachher ließ er sie... wieder in den Kerker führen und warten, bis er sich bedacht, was er mit ihnen weiter vornehmen wolle...

Nun ist zu wissen, daß der Wüterich die drei an solchen Orten martern ließ, daß er von seinem Schloß aus zuschauen konnte; und je größer die Pein und Marter war, desto mehr Freude und Wollust hatte er daran und meinte damit seinen Göttern zu dienen. Also ließ er die lieben Heiligen wieder vor sich bringen und sprach: „Ich weiß, daß ihr aus Unwissenheit wider mich geredet und gehandelt habt. Darum erbarmt ihr mich, und wenn ihr die unsterblichen Götter Jupiter und Merkur anbetet und ihnen opfert, will ich euch verzeihen... Wenn ihr aber das nicht tut, so schwöre ich bei den großen Göttern und der Milde des Kaisers Maximian, daß ich euch in große Kessel voll Öl setzen und darin versieden lassen will."

Er ließ darauf das Feuer anzünden und im Schloß alle Marterwerkzeuge vorbereiten, und dies angesichts der Heiligen, was gar schrecklich war. Da riefen diese Gott an und sprachen: „Allmächtiger Gott, sei unser Beschirmer und Helfer, und wir fürchten nicht, was uns der Mensch zufügt!" Darauf antwortete Decius: „Jetzt betet meine Götter an, oder die Pein wird an euch vollbracht!" Sie aber sagten: „O du törichter Mensch, der du dem Teufel und dem Feind des menschlichen Geschlechtes Opfer und göttliche Ehre entbietest und den Schöpfer aller Dinge verfolgst, kehr dich ab von dieser Blindheit und bekenn dich zu Gott dem Allmächtigen, für den wir bereit sind, alle Marter und Pein zu erdulden."

Aber der Wüterich war so verschlossen und blind, daß er dieser Worte gar nicht achtete. Er ließ den dreien die Kleider ausziehen und sie in das siedende Öl setzen. Und als ihnen aus göttlicher Gnade das Feuer und die Hitze des Öls keine Gewalt antun konnte und sie Gott Lob und Dank sagten, ließ der Wüterich Blei und Pech schmelzen und es ihnen eingießen.

Aber er konnte ihnen damit auch nicht schaden, denn sie überwanden alles mit Gottes Hilfe. Darauf ließ er sie wieder in den Kerker führen und abermals warten, bis er eine noch schrecklichere Marter ausgedacht hatte.

Diese Marter haben die lieben Heiligen im Schlosse Thuricum gelitten; an dieser Stelle wurde später vom christlichen Landvogt eine Kapelle... erbaut.

Dann ließ Decius etliche Räder aufrichten, die voll scharfer... Messer steckten und so eingerichtet waren, daß je zwei mit ihrer Schneide gegeneinander liefen, weil das eine aufwärts und das andere abwärts getrieben wurde. Damit gedachte er, die Heiligen in Stücke zu zerreißen oder vom rechten Glauben abzudrängen.

Als sie nun dieses grausige... Marterwerkzeug vor sich sahen, setzten sie all ihre Hoffnung und Trost in Gott, der die nicht verläßt, die ihn mit Ernst anrufen. Gott sandte augenblicklich auf den Marterplatz seinen Engel, der mit einem ungestümen, gräßlichen Wind und Donnerschlag diese Räder und alles, was zur Peinigung hätte dienen sollen, zerschlug und verbrannte. Also überwanden sie abermals den Wüterich... In großem Zorn und Grimm ließ er sie wieder in den Kerker legen. Dies ist geschehen nicht weit vom Schloß auf der Hofstatt, da später die Kirche zu St. Stefan vor der kleinen Stadt stand, die vormals St. Ciryaconkirche genannt wurde. Das war die erste Pfarrkirche seit es hier Christen gibt.

Darnach ließ Decius die würdigen, lieben Heiligen vor sich kommen und sprach: „Wann steht ihr von eurer Torheit ab, die ihr beharret in euerem Unglauben? Gehorcht mir und gebt euer Opfer den lebendigen Göttern, so will ich euch leben lassen; ihr seht, daß sie auf meiner Seite sind, und daß ich mit ihnen reden kann. Das, was sie mich heißen, das tue ich. Aber ihr sagt, euer Gott habe Tod und Marter gelitten, und ihr schreit... zu dem toten Gott. Der gibt euch keine Antwort und läßt sich nicht sehen; nichts desto minder beharret ihr in der Blindheit!“ Da riefen die auserwählten Diener Gottes zu Gott auf, begehrten Gnade, Barmherzigkeit und Geduld, daß sie die Marter ertragen... möchten.

Decius versuchte sie wieder vom Glauben abzubringen und redete: „Wohlan, dieweil ihr alle Marter verachtet, will ich euch in einen dunkeln Keller legen, daß euch euer Leben so peinvoll sein soll, daß ihr mir doch noch gehorcht.“ Die Heiligen sprachen: „Unser Leib und Leben steht im Schirm Gottes, unseres Bewahrers. Was du uns magst zufügen, wollen wir ...willig tragen.“ Als der Landvogt sah und hörte, daß er überwunden war und er sie keineswegs zum Abfall bewegen konnte, saß er zu Gericht und ...urteilte: Felix, Regula und Exuperantius von der Schar und Gesellschaft des Mauritius, Schmäher der Götter, Zerstörer des rechten Glaubens,

widerspenstig und ungehorsam dem Römischen Reich, sollen mit dem Schwert vom Leben zum Tode gerichtet werden!

Alsobald wurden sie von Henkern und Schergen gebunden und an den Ort, wo sie gefangen worden waren, hingeführt. Das war da, wo jetzt die Wasserkirche steht. Und als sie auf die Malstatt kamen, huben sie an, Gott Lob und Dank zu sagen für die große Gnade, die er ihnen erwiesen und auch dafür, daß er sich jetzt mit ihren Martern begnüge und sie dafür belohnen wolle. Nachdem sie ihr Gebet verrichtet hatten, hörte man vom Himmel eine Stimme: „Kommet her, ihr Gesegneten und empfanget das Reich, das euch von meinem Vater vom Anfang der Welt an bereitet ist." Dann neigten sie ihre Häupter gegen die Erde und empfingen den Todesstreich. Damit hatten sie ihre Marter vollbracht und die Krone der ewigen Seligkeit erlangt.

Als die auserwählten Heiligen Gottes... ihre Seelen Gott geopfert hatten, ...nahmen die toten Körper ihre abgeschlagenen Häupter, trugen sie von der Malstatt am Wasser... mit den Händen an ihre Brust gedrückt, auf die nächste Anhöhe..., legten sich, alle drei nebeneinander und wählten diese Stätte, um hier zu ruhen. Sie wurden von Christen, die sich heimlich bekehrt hatten, heimlich begraben. Dies geschah, als man zählte von der Geburt Christi 312 Jahr und von der Erbauung der Stadt Rom 1063 Jahr. Die seligen Märtyrer blieben in ihrem bescheidenen Grabe liegen bis zur Zeit des großen Kaisers Karl.

### *3. Gründung des Fraumünsters*

Nicht weit von Zürich, am Albis, stand ein altes, herrschaftliches Schloß, die Baldern. Da wohnte Ludwig, ein König des Frankenreiches. Der hatte zwei Töchter, Hildegard und Berta. Die dienten Gott Tag und Nacht. Aus Gnade sandte ihnen Gott einen schönen Hirsch, der zwei brennende Lichter auf seinem Geweih trug und ihnen allemal von der Burg bis in die Au zwischen dem See und der Aa voranleuchtete. Da stand eine Kapelle, in der sie ihr Gebet verrichteten.

Das währte eine Zeit; da ward ihrem Vater, dem König Ludwig, kund getan, daß die Töchter nachts allein miteinander von der Burg weggingen, und niemand wüßte wohin und was sie täten. Der König traute aber den Töchtern wohl und hielt sie für fromm. Deshalb hielt er ihnen die Sache nicht vor, aber er hatte selbst acht darauf. Als sie einst an jenen Ort beten gingen, folgte er ihnen und sah ihr Tun und Lassen, tat aber ihnen gegenüber nicht dergleichen... und besann sich, was zu tun wäre. Dann

berief er seine Töchter und sprach: „Liebe Kinder, ihr seid nun zu eueren Tagen und mannbaren Jahren gekommen. Könige und Herren werben um euch. Ich begehre eueren Willen zu kennen, damit ich den Werbern antworten kann."

Da antworteten sie beide: „Wir haben uns verpflichtet, Gott zu dienen und haben ihm unsere Keuschheit gelobt. Darum bitten wir, du wollest uns dazu beholfen sein. Wir begehren nicht mehr als leibliche Nahrung, denn wir sind willens, Gott und nicht der Welt zu leben."

Nun war König Ludwig gar ein frommer Herr und fragte sie, wo sie ihr Leben begehrten zu beschließen, und sie antworteten: „An dem Ort, wo die Aa aus dem See rinnt, wo wir immer gebetet haben." Darauf schaute er sich die Stätte an, aber der Platz paßte ihm nicht. Das verstanden die würdigen Töchter so, daß sie den rechten Ort von Gott erflehen sollten. Nun vertieften sie sich Tag und Nacht in ihr Gebet, bis er sie erhörte und ein grünes Seil vom Himmel herab sandte. Das legte sich als ein Ring auf die Hofstatt, und der König sah und merkte, wie groß das Gebäude werden sollte... Also ward das würdige Gotteshaus angefangen zu bauen...

### *4. Karl der Große und der Hirsch*

Als Kaiser Karl, da er noch König war, einst von seiner königlichen Stadt Köln aus auf die Jagd geritten war..., stieß er auf einen großen schönen Hirsch, wie er in seinem Leben noch keinen gesehen hatte. Dem jagte er nach, in der Meinung, ihn zu fangen. Er verfolgte ihn so lange, daß er mit seinem Gesinde im Walde übernachten mußte. Am folgenden Tage fand er den Hirsch wieder, aber der führte ihn den ganzen Tag durch Berg und Tal, und er kam dem König so manchmal zu Gesicht, daß dieser sich vornahm, nicht abzulassen, bis er den Hirsch stellen könne, koste es was es wolle.

Also jagte er diesem Hirsch nach, von Köln bis nach Zürich. Einen halben Roßlauf ob dem Schloß Thurricum, jenseits des Wassers, dort wo... Felix, Regula und Exuperantius... begraben worden waren, fiel der Hirsch ...auf die Knie; desgleichen taten auch die Hunde und wollten nicht weiter laufen. Dieses Wunder berichteten die Jäger dem König, der eilends herbeiritt, um es zu sehen. Als die Pferde herzukamen, fielen sie auch auf die Knie, gleich wie Hirsch und Hunde auch getan. Da verstand der König wohl, ...daß Gott ihm den Hirsch gesandt, weil er hier ein Wunder wirken wollte. Karl stieg von seinem Pferde und bat Gott, er möge ihm seinen Willen offenbaren.

Alsobald erschienen zwei Waldbrüder oder Einsiedler, welche in dieser Gegend wohnten; die sagten, daß da einige Heilige begraben lägen, die vormals um des christlichen Glaubens willen gemartert worden wären. Da nahm der Kaiser in Stadt und Schloß Thurricum, die ja gleich dabei lagen, Wohnung. Er berief alle Priester des Landes und berichtete ihnen das große Wunder, das ihm begegnet war. Er ließ graben und die Märtyrer suchen. Nachdem sie gefunden worden, wurden sie zu hohen Ehren erhoben und heilig gesprochen. . . . Der Kaiser ließ sie in ehrliche Särge und Gräber verschließen. Felix und Regula wurden in die Abtei zum Fraumünster getragen, Exuperantius führte er. . . nach Aachen, wo er ehrlich bestattet wurde. Als Karl etliche Jahre später, nämlich im Jahre 760, das (Groß-) Münster baute, ließ er die Heiligen wieder an die frühere Grabstätte tragen, und an St. Exuperantius Statt brachte er die sterbliche Hülle des hl. Placidus.

### *5. Kaiser Karl und die Schlange*

Zur Zeit, da Kaiser Karl das Großmünster baute, wohnte er oft und lange in Zürich. Er hielt sich in seinem Hause, gleich neben dem Großmünster auf, das den Namen hatte „zum Loch", und das er sich selbst errichtet hatte.

Damit reich und arm zu ihrem Rechte kommen sollten. . ., ließ er eine Säule aufrichten und ein Glöcklein daran hängen, an dem Ort, wo die Stadtheiligen enthauptet worden waren. Er ließ jedermann verkünden, wer Recht begehre, der könne, wenn der Kaiser beim Mittagsmahle sitze, dieses Glöcklein läuten, und er wolle ihn anhören.

Als darnach einige Zeit verstrichen war und der Kaiser zu Tische saß, hörte er läuten. Er schickte sofort einen Diener, um nachzuschauen, wer des Rechtes begehre, aber er fand niemanden. Kaum war er vom Platze weg, so läutete man wieder. Dies geschah zum dritten Male. Da befahl der Kaiser, daß man beobachte, wer das täte. Da kam ein großer Wurm, hängte sich ans Glockenseil und läutete. Dies verkündete man dem Kaiser. Der stand vom Essen auf und sagte, man solle einem unvernünftigen Geschöpfe ebenso das Recht lassen wie den Menschen.

Und als der Kaiser an den Ort kam, da verneigte sich der Wurm und kroch voraus gegen eine Reuse im Wasser, wohin er seine Eier gelegt hatte. Es hatte sich aber darüber eine große Kröte gesetzt. Als der Kaiser und all sein Hofgesinde sahen, daß der Wurm Rechts begehrte gegen die giftige Kröte, saß er zu Gericht und urteilte, daß sie verbrannt werden solle.

Einige Tage, nachdem das Urteil vollstreckt worden war, als der Kaiser wieder am Tische saß, erschien der Wurm am Hofe. Das ward dem Kaiser

kundgetan, und er befahl, ihn einzulassen und ihn nicht zu hindern in seinem Vorhaben. Die Schlange kroch zum Kaiser hin, verneigte sich vor ihm, wand sich auf den Tisch, stieß den Deckel von seinem Trinkgeschirr und ließ einen edlen Stein hineinfallen. Dann kehrte sie sich um, verneigte sich vor dem Kaiser und ging von dannen.

Dieses große Wunder, und auch daß die seligen Heiligen auf dieser Hofstatt... gemartert worden waren, bewegte den Kaiser, zu ewigem Gedächtnis... ein Gotteshaus dahin zu bauen. Dieses wurde die Wasserkirche genannt, deswegen, weil meistenzeits das Wasser darum fließt.

### *6. Karl der Große und der Edelstein*

Den Edelstein behielt der Kaiser und hielt ihn für ein gar köstliches Kleinod. Er schenkte ihn aus Liebe seiner Gemahlin. Der Stein barg eine wunderbare Kraft: Seitdem die Kaiserin ihn trug, mochte sie Karl nicht mehr verlassen, sie mußte immer bei und um ihn sein. Nun... ward die Kaiserin krank. Sie hatte aber des Steines Kraft erkannt und fürchtete, wenn eine andere Frau ihn erhielte, würde der Kaiser jene liebgewinnen und sie vergessen. In ihrem letzten Augenblick nahm sie den Stein unter ihre Zunge und verschied. Sie wurde alsobald nach kaiserlichen Sitten einbalsamiert und begraben. Aber der Kaiser, der nicht ohne sie leben konnte ...ließ sie wieder ausgraben und führte sie tot 18 Jahre mit sich, wohin er sich begab.

Am Hofe lebte ein Ritter, der dachte, daß dies von des Steines Kraft käme; er untersuchte die Tote und fand den Stein unter ihrer Zunge. Sobald dies geschehen war, ließ der Kaiser sie begraben und dachte nicht mehr an sie, sondern nur noch an den Ritter, der den Stein besaß. Was dieser Ritter auch begehrte, stets willfahrte ihm der Kaiser. Das währte einige Zeit, und man fing an, von dem Kaiser und dem Ritter Übles zu erzählen. Da nahm der Ritter diesen Stein, und als er einst mit dem Kaiser von Köln wegritt, warf er das Kleinod beim warmen Brunnen in den Sumpf, damit es niemandem mehr gehören solle.

Selbigen Augenblicks verließ der Kaiser den Ritter und gewann so große Liebe zu dem Ort, daß er die Stadt Aachen darin baute.

### *7. Der Graf von Regensberg und die Zürcher*

Es geschah, daß nach dem Hinschied des Kaisers Friedrich 28 Jahre lang kein römischer Kaiser war... Da schickten die Zürcher die zwölf besten Bürger, die zur Zeit die Stadt regierten..., zum Herrn von Regensberg und

baten ihn, daß er bis zur Wahl eines Königs oder Kaisers ihr Hauptmann möchte sein und sie im Namen des Reiches schirme; sie wollten ihm gerne gehorsam sein. Aber der von Regensberg besaß viele Städte und Burgen, verschmähte diese Werbung und sprach: „Ich habe euch mit meinen Festungen umgeben wie einen Fisch mit Garnen, und ich bin stark genug, euch zu bezwingen und unter mich zu bringen. Wenn ihr euch aber mir ergebt und mir eure Stadt überantwortet, so will ich euch gnädig regieren."

Diese Antwort brachten die Abgesandten heim, und jedermann erschrak darüber.

### *8. Rudolf von Habsburg und die Zürcher*

Nachdem die Zürcher die hoffärtige Antwort des Herrn von Regensberg empfangen hatten... wandten sie sich an den Grafen von Habsburg, ob er die Hauptmannschaft annehmen und sie zuhanden des römischen Reiches bis zur Wahl eines künftigen Königs oder Kaisers beschirmen wolle. Sie schickten zwölf Männer zu ihm auf die Habsburg. Dort wurden sie mit Ehren empfangen und wohl angehört. Rudolf war um diese Bewerbung sehr froh und ritt mit ihnen nach Zürich. Sie schwuren, einander Leib und Gut zu retten und zu helfen gegen alle, die sich unterständen, sie an Leib und Gut, Ehre und Freiheiten zu hindern. Dies geschah im Jahr 1265. Also setzte sich Graf Rudolf auf die Feste Kyburg, damit er besser zur Stadt Zürich und ihren Händeln sehen konnte.

### *9. Graf Rudolf von Habsburg und der Priester*

Einst ritt Graf Rudolf von der Habsburg nach Zürich. Als er über die Reuß kam, begegnete ihm ein Priester mit dem hochwürdigen Sakrament. Er wollte einen Kranken versehen. Der Graf stieg vom Roß und tat Gott dem Allmächtigen die gebührende Ehre an. Da der Weg naß und kotig war, fragte der Graf den Priester, warum er zu Fuß gehe. Jener antwortete, er habe eine kleine Pfründe und vermöge kein Roß zu halten. Da gab ihm Rudolf das Roß und schenkte ihm soviel, daß er und seine Nachfolger wohl ein Pferd zu halten vermochten...

Auf demselben Wege kam Graf Rudolf in das Kloster Fahr, welches eine Meile unterhalb Zürich liegt. Dort wollte er eine fromme geistliche Frau sehen, die da eingesegnet... war. Als nun der Graf mancherlei mit ihr geredet hatte, sprach die Nonne: „Lieber Herr von Habsburg, ihr habt gestern dem Allmächtigen eine besondere Ehre erwiesen mit dem Roß und

mit dem Geschenke, das ihr dem Priester gegeben habt. Das wird Gott euch und eueren Nachkommen reichlich zurückzahlen. Wißt, daß ihr an Ehre und Glück während 30 Jahren stets zunehmen werdet." Damit schied er von ihr. Nun wurde jener Priester später der Kaplan des Bischofs von Mainz. Der erzählte seinem Herrn und anderen von den vielen Tugenden dieses Grafen Rudolf. Das war diesem bei der Königswahl höchst förderlich.

### *10. Graf Rudolf und der Narr*

Zur Zeit als Rudolf von Habsburg Hauptmann der Zürcher im Kriege gegen Lütold von Regensberg war, wollte er einmal von der Kyburg nach Zürich reiten. Aber der Regensberger hatte das erfahren, rüstete sich, ihn zu fangen und redete zu seinen Dienern: „Wir wollen des Habsburgers lange Nase so zerschlagen, daß er uns fürderhin nichts mehr zuleide tut!" Diese Rede wurde sooft herumgeboten, daß sie der Narr auch hörte. Er lief sofort auf die Kyburg, klopfte an, fragte nach dem Herrn, und der hieß ihn eintreten. Da schaute sich der Narr den Grafen lange und gründlich an und sprach: „Wahrlich, deine Nase ist nicht so lang, wie man redet, und mein Herr brauchte kaum halb so viele Leute, wie er aufgeboten, um sie dir einzuschlagen. Ich allein wollte sie dir zerschmettern, daß man sie nicht mehr sähe!" Da merkte Rudolf was Lands, zog anderntags gegen den Regensberger, aber dieser stellte sich ihm nicht.

### *11. Wie die Feste Baldern fiel*

Die Burg Baldern auf dem Albis... gehörte... dem Freiherrn von Regensberg. Nun rüsteten die Zürcher und ihr Hauptmann dreißig Pferde und setzten auf jedes zwei Kriegsleute. Die mußten auf der Höhe des Grates auf die Burg zureiten. Es war aber nahe bei der Feste ein Staudentobel, durch das sie reiten mußten. Da drin mußte die Hälfte der Mannschaft bleiben, während die andern dreißig an die Burg heranritten. Als die Besatzung den kleinen Zug sah, stürmte sie sorglos heraus zu einem Scharmützel. Durch eine scheinbare Flucht lockten die Zürcher die Besatzung an die Halde hinter dem Schloß.

Jetzt brachen die andern dreißig, die sich versteckt hatten, auf und besetzten Brücken und Vorhöfe der Burg. Die zurückgebliebenen Mitglieder der Besatzung sahen die Gefahr und gaben der ausgerückten Mannschaft ein verabredetes Zeichen. Diese machte kehrt und hielt wieder der Burg zu.

Da hatten sie die Feinde vor sich, und hinten folgten ihnen die Reisigen wieder nach. Die Übermacht erkennend, nahm die Besatzung die Flucht, und in ihrem Schrecken gaben die andern die Burg auf. Die Zürcher hielten sie etliche Tage besetzt, dann zündeten sie sie an und brannten sie bis auf den Grund nieder.

### *12. Die Eroberung der Uetliburg*

Die Uetliburg war das stärkste und beste Schloß, das zu jener Zeit stand. Darauf setzte der von Regensberg all seine Hoffnung, denn es war nicht wohl möglich, daß es erobert werden konnte. Die Burg stand so, daß er von da aus die ganze Stadt Zürich zu übersehen vermochte. Es konnte niemand ein- und ausgehen, ohne daß er es bemerkte. Deshalb saß er fast während der ganzen Zeit des Handels hier.

Die Besatzung war gerüstet mit zwölf weißen Pferden. Der Regensberger selber und seine Diener waren weiß gekleidet. Zwölf weiße Windspiele gehörten zum Gefolge. Das merkten sich die Zürcher und beschafften sich heimlich gleiche Pferde, Kleider und Hunde. Als einmal der Burgherr ausgeritten war, kamen die Zürcher mit ihren zwölf weißen Rossen und in weißer Kleidung, als ob es der Herr von Regensberg und sein Gefolge wäre, auf die Burg zugesprengt, verfolgt von Reitern und Fußknechten, die taten, als ob sie die Herren jagten. Der Wächter sah das und öffnete schnell das Tor, daß sein Herr in die Burg entrinnen möchte.

Auf diese Art fiel Graf Rudolf in die Burg ein und behielt das Tor offen, bis die Fußknechte nachgekommen waren. Sie erstachen, was sie von der Besatzung vorfanden und gaben ein Zeichen nach Zürich hinunter. Jetzt zogen die Zürcher mit ihrem Stadtbanner und ihrer ganzen Macht hinauf, zündeten die Feste an und zerstörten sie bis auf den Boden.

### *13. Die Zerstörung von Glanzenberg*

Glanzenberg stand noch nicht lange, als sich die Zürcher und ihr Hauptmann abermals rüsteten, den Freiherrn von Regensberg anzugreifen. Sie beluden zwei Schiffe so, als ob sie nach Basel fahren wollten... Sie versteckten viele wohlausgerüstete Kriegsknechte darin und fuhren die Limmat hinab. Als sie gegen das Städtchen Glanzenberg fuhren, begann die regensbergische Besatzung sie stark zu beschießen. Deswegen ruderten sie hinter das Holz, daß man sie von der Stadt aus nicht mehr zu sehen vermochte. Hier huben sie an zu schreien, als ob man ihnen die Schiffe zer-

schossen hätte und warfen aus den Schiffen allerlei Zeug, das die Limmat hinabschwamm. Als man in der Stadt das Geschrei hörte und den Plunder durch das Wasser hinabschwimmen sah, liefen viele zur Stadt hinaus, den Schiffen zu. Als die Glanzenberger an das Wasser kamen, hatten sich die Zürcher bereits zur Wehr gestellt. Sie griffen einander beiderseits an. Es kam aber großer Zuzug aus der Stadt, denn der Regensberger, nachdem er die Uetliburg verloren, hatte Glanzenberg gar wohl mit Leuten und Kriegszeug versehen. Nun hielt sich aber der von Habsburg unterdessen mit einer großen Abteilung Zürcher zunächst dem Städtchen im Eichenwald verborgen. Dieser Haufe brach jetzt auf und stellte sich zwischen der Stadt und den hinausgelaufenen Städtern auf. Die einen bemächtigten sich der Stadt und die andern eilten an den Fluß, um den ihren beizustehen. In diesem Gefecht kamen auf beiden Seiten viel Leute um.

Als die Feinde sahen, daß die Stadt verloren war, flüchteten sie. Mancher eilte der Stadt zu, aber die war bereits ganz und gar ausgeplündert und schon in Brand gesteckt. Sie verbrannte vollständig. Die Glocken wurden auch fortgeführt; eine kam nach Zürich ins Predigerkloster, die andere nach Zollikon.

Nun hatte der Krieg zwischen dem Regensberger und den Zürchern drei ganze Jahre gewährt, und der Regensberger war um all seine Burgen gekommen, bis auf Neu-Regensberg... Da ergab er sich. Die Zürcher nahmen ihm alles, was er hatte, und ließen ihm ein Leibgeding. Er blieb in Zürich und wurde im Kreuzgang bei den Barfüßern begraben. Graf Rudolf wurde 1271 zum deutschen König gewählt.

### *14. Vom Bäcker, der Zürich verbrannte*

Im Jahre 1280 lebte ein Bäcker im Niederdorf, der wohnte unterhalb des Baches. Er hatte etwas verschuldet und wurde gefangen genommen. Nun war zu jener Zeit eine tiefe Pfütze von faulem Wasser gleich ob dem Rüden, der damals den Grafen von Toggenburg gehörte. Über dieser Pfütze hing ein Korb; in diesen setzte man die dazu Verurteilten und gab ihnen weder zu essen noch zu trinken. Es war ihnen aber erlaubt, in den Kot hinunter zu springen. Diese Strafe galt als schändlich. Dazu wurde auch jener Bäcker verurteilt.

Das verdroß ihn sehr, und er dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er sich rächen könne. Er kaufte viel Holz und füllte damit sein Haus. Als es ihn am schicklichsten dünkte, zündete er sein Haus früh vor Tag an und floh zur Stadt hinaus. Als er auf den Zürichberg kam, begegnete ihm eine

Frau, die sprach: „Warum fliehst du, da du doch siehst, wie es in der Stadt übel geht?" Da antwortete er: „Geh hin und sag ihnen, der Bäcker, der aus dem Korb in den Kot gefallen ist, habe sich gewaschen und wolle sich bei diesem Feuer trocknen. Auch habe damals jung und alt gelacht. Wenn sie jetzt schreien und weinen, so sei erst die Hälfte gutgemacht an ihm." Die Stadt verbrannte vom Niederdorf bis zum Oberdorf an den Schwibbogen, und es blieben nur wenige Häuser verschont.

### *15. Die geharnischten Frauen*

Im Jahre 1299 beklagte sich die Stadt Winterthur bei König Albrecht höchlich über die Zürcher, diese hätten sich unterstanden, sie mutwillig mit Krieg zu überziehen..., und da es ihnen mißlungen sei, fügten sie Winterthur täglich Schaden zu... Auf diese Anklage hin... besammelte der König sofort den Adel und anderes Volk zu Roß und zu Fuß und legte sich vor Zürich. Er belagerte die Stadt mit Macht, denn er meinte, hier keinen Widerstand zu finden, da der größere Teil des zürcherischen Kriegsvolkes in der vorausgegangenen Schlacht bei Winterthur erschlagen worden war.

Der König lag mit seinem besten Volke am Zürichberg beim Kratten, wo der Adel und die Reisigen viele Spiegelfechtereien anwandten. Darob erschraken die Städter, berieten, was zu tun wäre und kamen überein, Knaben und Töchter, die groß genug schienen, zu bewaffnen. Sie zogen mit Pfeifen und Trommeln in der Stadt herum, zuletzt auf den Lindenhof hinauf, daß der Feind sie sehen sollte.

Als der König und die Seinen das erblickten, schätzten sie den Auflauf für ein Kriegsheer. Sie besorgten, daß sie den Zürchern keinen Widerstand entgegensetzen könnten, wenn sie aus der Stadt einen Ausbruch wagten. Damit aber der König nicht abziehen müßte, ohne etwas erreicht zu haben, ließ er in die Stadt den Bericht bringen: Wenn die Zürcher Frieden begehrten und ihm als römischen Kaiser huldigten; wenn sie kämen und ihm den Handel mit Winterthur vorlegten, so wolle er sie gnädig anhören und die Sache abtun.

Dieses Vorschlages waren die von Zürich recht froh..., und der König machte Frieden.

### *16. Die Mordnacht von Zürich*

Bei der Umordnung der Regierung durch Bürgermeister Brun wurden viele Bürger wegen ihrer Bosheit aus der Stadt vertrieben. Diesen lag es

schwer auf, daß ein Bürgermeister mit der Gemeinde und den Zünften regieren solle... Sie riefen Graf Hans von Habsburg (zu Rapperswil) um Hilfe an... und versprachen ihm, sofern er ihnen mit Leuten und Gut beistehe..., wollten sie ihm huldigen und ihn als Herrn... anerkennen.

Hierauf machte der Graf und die Verbannten mit einigen Bürgern von Zürich einen Anschlag gegen die Stadt. Sie schickten heimlich nach und nach an die 800 wohlausgerüstete Krieger nach Zürich, etliche als Pilger, andere in Heufuhren, in Weinfässern, in Streufudern. Sie wurden in Häusern ihrer Freunde versteckt... Am Sankt Matthistag 1350 kam Graf Hans von Habsburg mit vielen Edlen und Dienern, mit denen die Stadt Friede hatte, ...nach Zürich... Die alle wollten Herrn Rudolf Brun und alle, die zu ihm hielten, bei Nacht schändlich ermorden.

Es war auch ein Graf von Toggenburg in die Stadt gekommen und in eines Bürgers Haus etliche Tage verborgen gelegen. Dem war nicht ganz geheuer bei der Sache, und er verabredete mit drei anderen, die Stadt heimlich zu verlassen; sie wollten dann wieder kommen, wenn der Angriff für sie günstig verlaufe. Die nahmen also ihre Barschaft und Kleinodien, soviel sie tragen mochten, gingen zur Schipfe, weckten einen Fischer, Bachs genannt, und hießen ihn, sie durch die Limmat hinab aus der Stadt zu führen. Als sie auf dem Fluß draußen waren, sprach einer: „Was tun wir mit dem Schiffsmann, daß er nicht verrate, wo wir hingekommen sind?" Da antwortete ein anderer: „Sobald er landet, will ich ihn zutode stechen und ins Wasser werfen!" Diese Worte hörte der Schiffsmann. Als er an den oberen Mühlesteg kam, in die Wasserschnelle, drehte er das Schiff um. Die Ritter fielen ins Wasser und von der Schwere der Harnische, des Geldes und der Kleinodien ertranken sie. Nachdem der Schiffer sich gerettet hatte, weckte er seine Nachbarn, und diese wieder die anderen. Denen erzählte er, was er gehört, nämlich, daß in der Nacht etwas vorgehen solle, aber er wisse noch nicht was; sie sollten sich in aller Stille rüsten und bewaffnen. So kam es, daß in der mindern Stadt fast alle gerüstet waren, als der Streit losbrach.

Zu der Zeit, da dies geschah, besammelten sich die Mörder im Niederdorf in einem Wirtshaus unterhalb des Spitals, im Losserhaus, wie es damals hieß. Dort verabredeten sie den Anschlag und das Losungswort. Hinter dem Ofen saß aber ein armer Knabe, der alles hörte. Der schlüpfte heimlich aus der Stube und rannte zu Bürgermeister Brun, weckte ihn und erzählte ihm alles, was er gesehen und gehört hatte. Der erschrak gewaltig, weckte seinen Knecht und zog seinen Panzer an. Barfuß rannte er mit dem Knecht zum Rathaus. Kurz vor dem Rathaus tauschte er mit dem Knecht seine Kleider und schickte diesen voraus, sagte ihm aber den Grund hiefür nicht. Noch ehe sie zum Rathaus kamen, drangen die Mörder auf sie ein. Der

Knecht wurde erstochen, weil er das Losungswort nicht kannte. Brun aber sprach: „Ich heiße Petermann!" Das war das von den Mördern verabredete Wortzeichen. So kam er an ihnen vorbei zum Rathaus. Eilends wurde er eingelassen, und sofort schickte er den Großweibel zum Großmünster, daß er den Sigristen stürmen heiße. Glücklicherweise trat dieser nicht auf dem gewöhnlichen Wege in den Turm, sondern durch einen Eingang, der nicht oft gebraucht wurde. Sie kamen unversehrt zur Glockenstube und begannen zu stürmen. Wären sie auf dem rechten Weg in den Turm gegangen, hätten die dort wartenden Mörder sie erstochen. Sobald die Glocken gezogen wurden, begann der Bürgermeister auf dem Rathaus Mordio zu schreien. Das hörten die Bürger in der kleinen Stadt, die von jenem Fischer geweckt worden waren, und liefen herbei. Denen gab Brun das Paßwort „ich heiße Petermann" bekannt. Sofort brachen sie in der kleinen Stadt die obere Brücke ab, soweit, daß niemand über sie dahin eindringen konnte. Dann rückten sie in guter Ordnung über die untere Brücke dem Rathause zu.

In der Marktgasse stießen sie auf die Feinde. Die Brunschen schlugen aber so männlich und tapfer drein, daß die Mörder, deren Angriff zur rechten Zeit gestört werden konnte, sich zu flüchten begannen. Aus den Häusern herunter erhielten die wackeren Bürger mancherlei Unterstützung, indem die Feinde mit Steinen und anderem beworfen wurden. Während der Nacht war aber zu Fuß und zu Schiff noch viel Volk vor den Toren angelangt, das auf seiten der Aufständischen hätte mitkämpfen sollen. Dieses hörte das Geschrei in der Stadt und, Böses ahnend, lief es davon. Jene, die den Weg durch die Schwirren in der Aa nicht fanden, ertranken elend, und andere, die noch auf dem See waren, wendeten die Schiffe. Am Morgen fand man viele Freunde und Feinde tot in den Gassen liegend. Viele der Feinde wurden gefangen und hingerichtet. Also konnten sich die Zünfter in der Stadt behaupten.

## *17. Die Buhlerin auf Manegg*

Um 1350 hauste auf der Manegg ein Ritter, der im Alter noch eine ganz junge Frau nahm. Aber das Weib wurde des alten Herrn bald überdrüssig. Man weiß ja, wie das in solchen Fällen meistens geht. Die Frau wäre ihn gern losgewesen. Sie foppte ihn wegen mangelnder Tatkraft und stichelte so lange, bis er an der Verschwörung gegen Brun teilnahm. Bald war die Manegg der geheime Versammlungsort der Verschworenen. Aber oft ritt der Burgherr auch in die Stadt hinab, um sich mit den Feinden des Bürgermeisters zu besprechen.

Diese Abwesenheit von zu Hause nutzte der Leibknappe des Ritters wacker aus, um der Herrin die Zeit zu vertreiben. Heinrich von Busenhard, der Knappe, war es denn auch, der den Ritter von Manegg in der Mordnacht von Zürich als ersten umbrachte. Während aus der Stadt herauf die Sturmglocken schrien und heulten, heuchelte die falsche Burgherrin vor ihrem Gesinde: „Ach, nun ist es um meinen Herrn und Gemahl geschehen!" Bald erschien auch schon der ungetreue Knappe und erzählte vor Knechten und Mägden eine erfundene Geschichte über den Tod seines Herrn. Dann geleitete er seine trauernde Herrin auf ihre Stube und tröstete sie nach Kräften.

Allein zwei Tage nach der bösen Nacht erschienen die Zürcher vor der Manegg und verbrannten sie. Das aufgescheuchte Paar wollte aus dem Schlafgemache fliehen, allein unter der Türe stand bleichen Antlitzes der ermordete Ritter, und eine blutige Hand stieß die beiden ins Gemach zurück, wo sie elend verbrennen mußten.

### *18. Von der Manegg*

Als der Glücksstern über dem Geschlecht der Ritter Maneß untergegangen war, mußte Ital Maneß die Burg Manegg verkaufen. Unter seinen Nachfolgern kam sie bald in Verfall. Später hauste ein armer, einfältiger Mensch darin. Im Jahre 1409 zogen mutwillige Burschen aus Zürich hinauf und trieben ihren Spaß mit dem Bewohner der Burg. Diese verbrannte dabei, mehr aus Unvorsichtigkeit als aus böser Absicht.

In den Ruinen soll ein Schatz vergraben liegen, der von einer gefährlichen Schlange bewacht wird. Dazu bemerkte der Zürcher Hans Erhard Escher 1692: „Ist hiemit glaublich, daß der leidig Satan sich in solcher abscheulicher Gestalt erzeigen könne und also ansehen lasse."

### *19. Fahnenflucht Bürgermeister Bruns*

Es war in den Wirren nach der Brunschen Staatsumwälzung. Die Zürcher waren ausgerückt nach Baden und hatten dort die Bäder verbrannt. Dann zogen sie gegen Dättwil. Sie wurden aber in jener bergigen Gegend vom Herzog von Österreich eingeschlossen, und die Zürcher bemerkten reichlich spät, daß sie einer großen Übermacht gegenüberstanden.

Als nun Bürgermeister und Hauptmann Rudolf Brun diesen mächtigen Zug des Herzogs sah, befiel ihn die Furcht und er sprach zu seinem Knecht: „Mit unserer Sache ist es nichts, wir werden alle erschlagen; gefiele es dir

so wohl wie mir, so wollten wir still davonreiten. Komme ich davon, getraue ich mir wohl, die Stadt Zürich zu halten; bleibe ich aber, so ist die Stadt mit dem Volk verloren!" Also folgte ihm der Knecht, und sie kamen auf die Feste Schönenwerd ob Dietikon.

Währenddessen sah Bannerherr Stucki, wie sich der Feind rüstete, bedachte die böse Lage und berief noch andere Räte zu sich. Sie wußten nicht, was sie tun sollten, denn sie fürchteten, daß der Schreck unter die Leute fahre, wenn sie hörten, daß der Hauptmann geflohen sei. Ein Maneß ermannte sich und redete zu den Leuten also: „Liebe, fromme Leute, es ist uns Botschaft überbracht worden, daß die Stadt Zuzug schickt, weil man dort gehört hat, daß der Herzog mit großer Macht herangezogen ist. Deshalb haben wir unseren Hauptmann, den Bürgermeister, dem Hilfsvolk entgegengeschickt, daß er uns eilends Entsatz bringe. Die anwesenden Führer haben mich darum als Hauptmann angenommen. Haltet euch als fromme Leute, seid mir gehorsam, so wollen wir uns an diesem Tag des Feindes wohl erwehren; ungeschlagen werden wir nicht von hinnen kommen!"

Die Rede gefiel den Kriegern wohl, und sie schwuren dem Maneß Gehorsam. Bald begann der Kampf, der sehr ungleich war. Denn des Herzogs Heer zählte 4000 Mann zu Roß und zu Fuß, während die Zürcher Mannschaft nur 1500 Kriegsleute aufwies. Die Schlacht dauerte bereits drei Stunden, als die Nacht hereinbrach. Da erschien ungeahnt wirklich ein Zuzug zum zürcherischen Heerhaufen. Es waren die Leute vom See, die erst in Zürich eingetroffen waren, als das Banner schon ausgerückt war. Als der Feind das Feldgeschrei der frisch Angerückten „Hie Zürich!" vernahm, verließ ihn der Mut und er machte kehrt. So hatten die Zürcher mit Hilfe der lieben Heiligen Sankt Felix und Regula und Exuperantius den Sieg behalten.

Nachdem diese Not beseitigt war, beschuldigte man den Hauptmann der Fahnenflucht. Er ließ aber der Gemeinde durch einen Boten vortragen, daß ihm die Gewalt nicht nur über die militärischen Angelegenheiten, sondern auch über die Stadt im allgemeinen gegeben sei. Er wüßte wohl, daß jene, die ihn der Flucht bezichtigten, Feinde seien, die, sobald sie ihn von der Gewalt und aus der Stadt brächten, die Zünfte wieder abschaffen würden. Als die Gemeinde dies vernommen hatte, holte das Volk ihn mit dem Stadtbanner in Schönenwerd ab und führte ihn wider der Räte Willen nach Zürich, wo er bis zu seinem Ende Bürgermeister sein mußte.

### *20. Vom Fischer Bachs*

Es ist bereits erzählt worden vom Fischer Bachs, der den Grafen von Toggenburg mit zwei anderen ertränkte. Doch getraute er sich vorerst

nicht, seine Tat bekannt zu machen. ...Erst als man den Verrätern durch die Häuser lief und ihnen alles nahm, was sie hatten..., trat er vor den Rat und sprach: „Herr Bürgermeister, ich bin ein Fischer, wie ihr wißt. Nun habe ich drei Fische in einer Reuse. Da bitt ich, ihr wolltet die Fische nehmen und mir die Schuppen lassen." Man gab ihm Leute mit, mit denen er dahin fuhr, wo die Ertrunkenen lagen. Sie wurden herausgezogen, Bachs nahm ihnen das Gut, das sie auf sich trugen und ließ den andern die Leichen. ...Bachs ließ später an dieser Stelle, wo er die drei ertränkt hatte, ein gemauertes Bildhäuschen aufrichten.

### *21. Bürgermeister Stüßi und die Uznacher*

1436 starb Graf Friedrich von Toggenburg und ward im Kloster Rüti mit Schild und Helm begraben, denn er war der letzte seines Stammes... Da nun seine Frau eine Witwe geworden war, kam sie nach Zürich und erneuerte ihr Burgrecht. Damit die Zürcher ihr dabei behilflich wären, schenkte sie ihnen die Grafschaft Uznach samt Städtchen und Burg und allem, was dazu gehörte. Doch behielt sie sich vor, ihre Güter wie ein Leibgeding zu nutzen, so lange sie lebe.

Auf das hin ritt Bürgermeister Stüßi mit andern Boten von Zürich und den Amtleuten der Witwe Friedrichs nach Uznach und forderte die Uznacher auf, daß sie ihnen Treue schwüren im Namen der Frau von Toggenburg. Doch diese antworteten, sie könnten nicht im Namen des ganzen Landes schwören... Zornig entgegnete Stüßi: „Was unterstand ir üch ze wideren? Ir und die kutlen, die ir im buch tregend, sind unser, und das ir ietz nüt mit güeti, das müßtend ir hie nach mit gwalt tuon!" Unverrichteter Dinge ritten die Zürcher von dannen.

Des Bürgermeisters Antwort löste einen so großen Unwillen aus, daß der größte Teil allen Übels daraus entsprang. Das Landvolk versammelte sich, um zu beraten, was zu tun sei. Etliche wollten das Burgrecht mit Zürich beibehalten... aber etliche schlossen sich Schwyz und Glarus an „und wolltend luogen, wer inen die kutlen nemen wölt".

### *22. Die Böcke*

Im Kriege gegen die Eidgenossen taten sich in der Stadt Zürich etliche frische und redliche Kriegsknechte hervor. Die nannte man die Böcke. Die waren selten daheim, sondern sie trieben sich die meiste Zeit in den Gebieten

der Eidgenossen herum, die die Stadt belagerten, und fügten ihnen mehr Schaden zu als die ganze Kriegsmacht, die in der Stadt lag, indem sie raubten, brannten und Leute gefangen nahmen.

Einmal zogen ihrer sechzehn aus, und als sie nach Altstetten kamen, begegneten sie sieben Mann, die drei Wagenladungen Wein führten, der für das Berner Lager bestimmt war. Sie fingen die sieben Fuhrleute und führten den Wein samt den Gefangenen durch die Lager der Eidgenossen hindurch in die Stadt, ohne daß ihnen etwas geschehen wäre. Sie ließen den Wein ausrufen und schenkten ihn auf der niederen Brücke beim Rathaus aus. Er schmeckte jedermann wohl, denn er war recht gut. Nicht lange darauf fingen die Eidgenossen drei redliche Zürcher; die tauschte man gegen die Weinführer aus.

Einmal zogen die Böcke und mit ihnen einige mutwillige Gesellen über den Albis ins eidgenössische Gebiet hinein und stahlen da mehr als vierzig Stück Hornvieh. Sie trieben es... durch das Lager der Feinde in die Stadt, und es geschah ihnen kein Leid.

Im Konstanzer Frieden wollten die Eidgenossen die sechzehn Böcke vom Friedensvertrag ausschließen. Sie verlangten auch von den Zürchern, daß sie ihnen die Heimkehr nicht gestatteten und ihnen auf keine Art helfen durften. Das lag nun den Zürchern schwer auf, daß sie jene, die der Stadt so viel Gutes getan und sich so ehrlich gehalten hatten, im Stiche lassen mußten. Die Böcke aber sprachen...: „Laßt es euch nicht dauern... Wir wollen uns selbst weiter helfen. Wir kennen so viele Wege und Stege, Schliche und Ränke gegen die Eidgenossen, daß wir sie noch dazu bringen, daß sie nach Frieden schreien müssen und nicht wir. Sie nahmen Schloßrecht auf Hohen Krähen.

Landammann Fries von Uri hätte den Gesellen gern geholfen. Sie kamen zu ihm und baten um seinen Rat. Der sprach: „Liebe Gesellen, es ist wegen euch manches versucht worden; es will alles nichts helfen. Ich weiß euch nichts Besseres zu raten, als daß ihr schaut einen bekannten und geachteten Eidgenossen zu fangen und auf Hohen Krähen zu führen. So wird man von eurer Sache wieder reden müssen!" Die Gesellen bedankten sich für den guten Rat...

Einige Zeit darauf kundschafteten die Böcke aus, daß eben jener Ammann von Uri nach Zürich auf den Markt wollte und mit dem Pfäffiker Nauen nebst anderen Marktleuten den See hinab fuhr. Bei Meilen hielten sie, wohl bewehrt und bewaffnet, mit zwei starken Weidlingen das Marktschiff an. Mit gespannter Armbrust befahlen sie, still zu halten, es sei ein Mann auf dem Schiff, den sollten sie herausgeben, oder sie müßten alle sterben. Da merkte der Ammann von Uri wohl, daß es um ihn zu tun war

und sprach: „O, ihr Gesellen, euch ist gut geraten; aber ich meinte nicht, ihr müßtet es an mir versuchen!“ Er stieg zu ihnen ins Schiff, und sie führten ihn auf Hohen Krähen. Dort schrieb er denen von Uri und den anderen Eidgenossen, sie sollten ihn befreien. Der Landammann wurde wirklich befreit, und die sechzehn durften auch heimkehren.

### *23. Kriegslist der Eidgenossen vor Zürich*

Während des alten Zürichkrieges waren sich die Zürcher über ihre Kriegführung nicht immer einig. So lagerten sie einmal uneins, es war im Sommer 1443, vor der Stadt bei St. Jakob und bei Wiedikon. Sie schickten in die Stadt nach Wein und Brot; man aß und trank und war lustig und lag herum ohne jede Vorsicht. Weiber und Kinder liefen hin und her, als ob Kirchweih wäre. Die Zürcher hatten dabei keine Ahnung, daß der Feind schon ganz nahe war.

Unterdessen schickte Reding, der Hauptmann der Schwyzer, 400 seiner Leute, die alle vorn am Kleid rote Kreuze trugen, unterhalb der Manegg vorbei an die Sihl hinunter bis nahe zum zürcherischen Lager. Die übrigen Eidgenossen warteten bei Wiedikon am Albis. Wie diese den Zeitpunkt für gekommen hielten, marschierten sie über das Feld gegen St. Jakob. Als sich die Zürcher rüsteten, gegen den Feind zu ziehen, stürmten jene 400 aus dem Gesträuche an der Sihl auf sie los. Da die Schützen auf sie schießen wollten, wehrte ihnen Bürgermeister Stüßi das ab mit den Worten: „Nichts da, das sind von den unseren; sie tragen ja rote Kreuze!“

Damit wandte sich die Zürcher Mannschaft gegen den Gewalthaufen der Eidgenossen. Die listigen 400 aber zogen rasch der Stadt zu und fingen plötzlich an zu rufen: „Verräter, Verräter! Flieht, Zürcher, flieht!“ Zudem griffen nun die andern Eidgenossen an, und es herrschte eine heillose Unordnung unter den Zürchern. Alles floh der Stadt zu. Schon waren Feinde in die Stadt eingedrungen. Viele Zürcher wurden auf der schmalen Brücke vor dem Tore umgebracht, so Bürgermeister Stüßi, der ein Haupturheber des Krieges war. Ein Krieger aus Küsnacht erstach dort den Stadtschreiber mit den Worten: „Du bist auch schuld, daß hier so mancher Biedermann umkommt, darum mußt du auch sterben!“

Als alles so kopflos in die Stadt hineindrängte und man nicht Freund und Feind zu unterscheiden vermochte, fiel es der tapferen Frau Anna Ziegler ein, das Fallgatter am Tor hernieder zu lassen. Sie zwängte sich durch das Kampfgewühl, konnte ungehindert des Torwarts Stube erreichen und ließ das Gatter niederrasseln, daß der Ansturm mit einem Male aufge-

halten wurde. Die Zürcher erledigten die eingedrungenen Feinde nun rasch. Trotzdem konnte der Landschreiber Küng von Glarus noch schnell seinen Freunden ein erobertes Fähnchen zwischen den Gatterpfählen hinaus zustrecken. Er fiel als tapferer Krieger.

Nun kamen die Zürcher wieder zur Besinnung und brachten schließlich den Feind von den Stadtmauern weg. Der aber verwüstete das Gebiet rings um die Stadt in blinder Wut und zog erst ab, nachdem er den Zürchern genug Schaden angetan hatte.

Daß es aber nicht zum Schlimmsten kam, hatte die Geistesgegenwart der Frau Anna Ziegler verhütet.

### *24. Der seltsame Schuß*

Nach der Schlacht bei St. Jakob an der Sihl lagen die Eidgenossen noch etliche Tage in der Gegend von St. Jakob vor der Stadt. Da zog man die großen Büchsen auf den Lindenhof und fing an, nach ihnen zu schießen. Der erste Schuß ging bei St. Jakob durch eine Scheune und schoß einem Roß den hintern Teil weg, und niemand wußte, wie das geschah.

Hinter dieser Scheune saßen an einem langen Tisch viele Glarner. Da fuhr die Kugel der Länge nach über den ganzen Tisch weg und räumte alles ab, was darauf stand, Speise und Trank. Keinem geschah etwas, nur dem, der zuoberst am Tische gesessen, schoß sie den Kopf weg, als ob er mit dem Schwerte abgeschnitten worden wäre.

### *25. Die Raben des heiligen Meinrad*

Meinrad (Meginrat) war der Sohn des Grafen Berchtold von Hohenzollern und lebte im 9. Jahrhundert. Er hielt sich eine Zeitlang als Mönch zu Reichenau auf. Dann begab er sich nach Rapperswil und erbaute auf dem Etzel eine Kapelle. Später entschloß er sich, Einsiedler zu werden, baute in der nahen Wildnis ein Bruderhaus, lebte von seiner Hände Arbeit und von Almosen und hatte keine andere Gesellschaft als zwei Raben, die er ernährte.

Hier lebte er lange Jahre, bis er von zwei Räubern in seiner Zelle ermordet wurde. Die Räuber begaben sich gen Zürich. Die Raben flogen ihnen krächzend nach. Dies machte sie verdächtig; sie stiegen da ab, wo zum Gedächtnis dieser Begebenheit das Wirtshaus zum Raben (Rappen) errichtet ist. Das Geschrei der Raben machte sie furchtsam; sie bekannten

die Mordtat und wurden durch den damaligen Reichsvogt Adelbert zu Zürich zum Rade verurteilt. Walter, der Abt von Reichenau, ließ Meinrads Leichnam nach Reichenau führen.

An dem Orte, wo Meinrad ermordet wurde, steht heute das Kloster Einsiedeln, welches wegen der Treue jener Raben zwei solche Vögel im Wappen führt.

### *26. Vom Rennweg*

Der Rennweg ist heute eine bekannte Straße im Zentrum Zürichs. Aber in früheren Zeiten war er einer der Zugänge zur Stadt und wohlgeschützt durch das befestigte Rennwegtor.

Dieser Weg soll den Namen daher haben, daß die römischen Vögte, welche auf dem (Linden-) Hof saßen und ihren Marstall unterhalb des Schlosses hatten, die Rosse in diese Gasse hereinreiten und -sprengen ließen.

Andere meinen, daß die Edelleute, die auf dem Hof im Dienst standen, auf diesem Platz ihre Turniere und Rennspiele abhielten.

### *27. Kreuzregen*

Im Jahre 1501 fielen den Leuten vielerlei schwarze, rote, blaue, gelbe, zumeist aber schwarzgraue Kreuzlein, auch Speere, Nägel, Geißeln und Dornenkronen auf die Kleider. Besonders bemerkbar waren sie auf den weißen Juppen und Tüchlein der Frauen. Diese seltsamen Dinge wurden auch in verschlossenen Trögen und Kasten gefunden. Obschon etliche, „nicht ungelehrte" Leute dies für ein Zeichen bevorstehender göttlicher Strafe hielten, glaubte man, sie seien durch die Kraft und die teuflische Kunst der Unholde entstanden.

### *28. Der Scharfrichter von Zürich*

Vor langer Zeit wurde ein Scharfrichter in Zürich, der bis dahin schon 99mal seines Amtes gewaltet hatte, von einem Bekannten als Pate für sein Töchterlein erbeten. Beim Taufmahl stieß der Götti auf das Wohlergehen des Täuflings an und laut klang es von der Berührung der Gläser. Doch kurz hernach erscholl ein zweiter Klang: Das Richtschwert, das der Scharfrichter bei jedem Ausgang mit sich führte, brach unter dem Griff entzwei und fiel zu Boden. Der Pate erschrak, denn er betrachtete den Vorfall als

eine Mahnung, daß sein Täufling die Zahl seiner Hinrichtungen auf 100 bringen und abschließen werde. Er schweißte die beiden Teile des Schwertes zusammen, das nun lange Zeit unbenützt blieb. Achtzehn Jahre später mußte der Scharfrichter wieder in den Wellenberg, um eine zum Tode verurteilte Tochter abzuholen. Es war sein Patenkind, das einem Verführer sich hingegeben und das neugeborene Kind in der Verzweiflung mit eigener Hand erwürgt hatte. Recht schwer fiel es dem greisen Mann, das junge Leben zu vernichten, das umsonst von den Richtern Gnade erflehte, und er wünschte, daß seinem Schwert von heute an die ewige Ruhe beschieden sein möge. Die Totenglocke erklang und auf dem Rabenstein fiel das Haupt des Patenkindes. Des Henkers Wunsch ging in Erfüllung; er legte sich hin zum ewigen Schlaf; starr und stumm lag er am Morgen auf seinem Lager in den langen, weiß und blauen Mantel gehüllt.

### *29. Die Zauberspeise*

In einer Spinnstubeten in Isikon bei Hittnau erzählte Becken Rägeli von ihrer Großmutter im Rick bei Pfäffikon eine absonderliche Geschichte, die jene Großmutter als Kindermädchen in Zürich wahrscheinlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts selber erlebt haben will.

Meine Großmutter hieß Mariann. Sie diente bei einer reichen Herrschaft in der Stadt. Aber ihr Herr war, Gott behüte uns davor, ein Zauberer, denn in den Städten hat es grausam viele Zauberer und Schwarzkünstler, und unter den reichsten Herrenfrauen gibt es Hexen, und manche Jungfer sei dorten eine Hexe und könne den Leuten allerhand antun und machen, daß die jungen Herren ihnen müssen nachlaufen, ob sie wollen oder nicht.

Da bringe eines Morgens der Herr der Magd etwas zu kochen; es habe ausgesehen wie ein Fisch, es war aber kein Fisch. Er habe ihr ernst befohlen, daß das Geköch punkt 12 Uhr auf einem schwarzen Teller auf dem Tische stehen müsse. Bei Leib- und Lebensstrafe dürfe sie nichts davon essen, sonst gehe es ihr schlimm. Die Magd habe getan, wie der Herr befohlen. Es sei sie aber ein so großes Gelüste angekommen, daß sie gemeint habe, jeden Augenblick müsse sie von dem seltsamen Dinge kosten. Sie habe sich jedoch tapfer halten können und kein Bißchen davon gegessen.

Just als sie beim Anrichten gewesen, sei unversehens der Kutscher in die Küche getreten und habe gefragt: „Potz Blitz, Mariann, was kochst?“ „Johann“, hat die Großmutter geantwortet, „das darfst du beileibe nicht wissen, geh weg und hinaus, es ist besser für dich!“ Der Kutscher war aber, wie er das Geköche gesehen, davon bezaubert und wollte nicht von der

Stelle, bis ihm Marianne alles erzählt hatte. „Der Teufel wird mich deswegen nicht nehmen", meinte Johann, „gib, ich will nur die Kelle ablecken!" Er riß ihr die Kelle aus der Hand, leckte sie schnell ab und rannte lachend davon.

Schlag zwölf trug Mariann den schwarzen Teller dem Herrn aufs Zimmer. Der setzte sich zu Tische, und die Magd lief aus Furcht davon. Am Nachmittage habe der Johann den Herrn und die Frau müssen spazieren fahren. Da begegneten sie einer Schar Enten. Mächtig sei Johann erstaunt gewesen, als er diese Vögel reden hörte: „Wir müssen diesen Narren aus dem Wege fliehen!"

Weil Johann von dem Ding gegessen hatte, konnte er die Tiere reden hören. Das gekochte Tier soll eine Hausnatter gewesen sein. Wenn einer von einem solchen Geschöpf essen könne, so verstehe er alle Tiere, denn jedes habe eine Sprache.

Sie seien dann weitergefahren. Da komme ein Herr zu Pferd, und als das Pferd vorbeilaufe, habe es zu des Herren Pferden gesprochen: „Euer Herr ist auch ein Ehebrecher wie der meine". Bald darauf seien ein paar Elstern vorüber geflogen und hätten gerufen: „Das ist auch eine recht schlimme Frau, die da in der Kutsche drin hockt!"

So hat der Johann von selbem Tage an alle Tiere verstanden. Aber wenn sein Herr davon etwas inne geworden wäre, hätte er den Kutscher auf der Stelle erschossen.

## *30. Des Scharfrichters Speise*

Als Becken Rägelis Großmutter (Nr. 29) nicht mehr Kindermädchen gewesen sei, kam sie in Dienst zum Scharfrichter in Zürich. Sie habe aber lange nicht gewußt, daß ihr Herr ein Scharfrichter sei, bis sie ihm eines Tages einen weiß und blauen Mantel und eine blutrote Weste habe abbürsten müssen. Währenddessen habe der Dienstherr zwei große, breite Schwerter geschliffen und gewetzt. Da sei ihr zum Sterben angst geworden, und erst da, als ihr die Frau gesagt habe, morgen müsse ihr Herr ein junges Meitli köpfen, es sei erst siebzehn Jahre alt und schön wie ein Engel, erst da habe sie gewußt, wessen Handwerks der Mann sei. Das Meitli habe gestern, erzählte die Frau weiter, vor ihm angehalten, er solle es doch nicht hinrichten. Nun mache es dem Scharfrichter schwer zu schaffen.

Jetzt sei aber noch der Scharfrichter von Bern. Der sei ihrem Mann feindlich gesinnt und könnte ihm wohl einen Possen spielen. Ihr Mann habe vor einigen Wochen auch einen dreizehnjährigen Buben hinrichten müssen; da

sei es ihm auch so schwer gewesen. Es sei ihm aber noch gut gegangen; er habe den Buben in einem Streiche getroffen.

Am andern Morgen habe der Scharfrichter der Magd ein Beckeli voll Suppendünkli in die Küche gebracht und gesagt, sie solle ihm Fleischbrühe dranschütten, aber bei Leib und Leben nicht davon essen. Leider habe sie nicht anders können und habe nur ein wenig davon versucht. Da sei sie bald nachher halb wütend geworden und hätte immer jemandem den Kopf abschlagen sollen. Der Scharfrichter habe dann gesehen, daß es gefehlt habe. Hurtig sei er gegangen, habe einen Güggel geholt, den habe sie müssen köpfen, und da hab's im Augenblick gebessert. Aber da habe ihr der Scharfrichter gottsjämmerlich den Marsch gemacht.

### *31. Hexenmeister „Chriesibueb"*

Einmal zog die Stadt Zürich einen berüchtigten Hexenmeister gefänglich ein. Er hieß beim Volke nur der „Chriesibueb", weil er mit Vorliebe an fremde Kirschen ging. Ganz besonders waren ihm die Zürcher aufsäßig. Nun wollten sie ihn hängen. Aber er durfte noch eine letzte Bitte tun. Nichts als ein Chrüngeli Garn wollte er haben. Aber kaum hielt er dieses in der Hand, so rollte er es ein Stück weit ab, warf es empor und erhob sich, das Fadenende in den Händen, vor der erstaunten Menge in die Luft. Der Gefängniswärter aber fand an der Türe von des Chriesibueben Hand den lustigen Spruch geschrieben:

D Zürcher sind witzig,
und iri Türm sind spitzig.
Und wänn si Auge hetted wie d Rappe,
se chönted s de Chriesibueb nüd ertappe.

Später wurde er aber doch noch hingerichtet, aber im Urnerbiet. Dabei hat er dem Scharfrichter noch einen bösen Tuck gespielt.

### *32. Der Riesenochse*

Das war zur Zeit des Riesenviehs und des Riesenobstes. Ein Bauer rühmte sich vor den Meistern der Metzgerzunft zu Zürich, er wolle einen Ochsen nach der Stadt bringen, der so groß sei, daß er nicht durch den Eingang des Schlachthauses hindurch gehen könne. Die Metzger verspra-

chen ihm, diesen Stier doppelt mit geschenktem Fleisch aufzuwiegen, wenn sie ihn zu sehen bekämen.

Als nun das Bäuerlein wirklich mit dem Weltsochsen daher zog, war die Freude und Verwunderung der Metzger viel größer als der Verdruß über ihren Schaden. Sie gingen dem Wundertier vor das Tor entgegen und führten es in festlichem Zuge durch die Stadt. Auf der hölzernen Limmatbrücke bezeigte der gefeierte Stier Durst. Er bog den Kopf über das Geländer hinunter und soff so gemütlich, ohne den Hals allzusehr auszurecken, aus dem Fluß. Beim Schlachthaus angelangt, mußte man ihm erst von jedem Horn drei Fuß absägen, um ihn hineinzubringen. Nachdem er aber geschlachtet war, wurde aus dem „Netz" zwischen Meilen und dem andern Ufer eine Brücke über den See gespannt und aus der Milz eine zweite in der Stadt selbst vom Gasthof zum Storchen quer über die Limmat hinüber.

Noch zu Menschengedenken hat die Zürcher Metzgerschaft mit dem Osterochsen alljährlich einen Umzug durch die Stadt gehalten.

### *33. Der Reiter auf dem Zürichsee*

Wenn ein frischer Schnee auf den überfrorenen See fällt, erscheint er als ein schönes, großes, weites und ebenes Feld. Da fällt mir gleich eine lächerliche Geschichte ein, die sich auf diesem Schneefeld begeben haben soll.

Man erzählt von einem Reisenden, der von Rapperswil über den See nach Zürich geritten sei und gesagt habe, er sei seiner Lebtag nie über ein so langes, schönes, breites und ebenes Feld geritten, wie diesmal. Als man ihm erklärt habe, das sei kein Feld, sondern der Zürichsee, sei er aus Furcht und Schrecken in eine Ohnmacht gefallen.

### *34. Simson auf dem Zürcher Fischmarkt*

Der Trientiner Bildhauer Hanns Lyn hatte für die Stadt Zürich ein Brunnenbild gehauen, das den Simson darstellt, wie er den Löwen zerreißt. Ein Mönch mit rotem Bart fragte ihn, was der Leu zu bedeuten habe. Lyn antwortete, das sei der Geist Zwinglis, der das Papsttum zerreiße. Bald hernach wurde Lyn nach Luzern berufen, um dem Bürgermeister ein Haus zu bauen. Er wurde dort mit Ehren empfangen und baute das Haus, stattlich wie keines. Nachdem das Haus fertig war, wies ihn der Schultheiß an den Zahlmeister. — Es war jener Mönch. Am vierten Tag nach Fertigstellung des Hauses wurde Lyn geköpft.

### *35. Der Schwarze Garten in Zürich*

Vor grauer Zeiten hauste zu Zürich Hans Glockner, der Glockengießer. Von dem ging die Rede, er habe eine Mohrin zur Frau. Nie aber konnte man sie sehen; streng hielt er sie verwahrt in seinem Garten, wo sie tief in Schleier vermummt der Blumenpflege oblag. Seltsame Düfte entstiegen den zwischen Palmen wachsenden fremden Blumen; ein Springbrunnen sprühte gen Himmel. — Wenn in der Umgebung ein Kind zur Welt kam, ein Leben auslöschte oder eine Hochzeit gefeiert wurde, so brachte ein stummer Diener aus dem Garten der Schwarzen einen Blumenstrauß oder einen Kranz ins Haus. Und da dies zu jeder Jahreszeit geschah, verbreitete man über den Schwarzen Garten die seltsamsten Gerüchte. — Aus Neugier ließ ein Junker, dessen Grundstück an den Schwarzen Garten grenzte, einen Turm bauen, um von dort die Vorgänge in Hans Glockners Garten beobachten zu können. Doch ehe der Turm die Höhe der Gartenmauer erreicht hatte, war Hans Glockner verschwunden samt seiner vermummten Frau, und als der Junker in den Garten hinunterblickte, sah er nichts anderes als eine schwarzverbrannte Wildnis. Seither heißt der Ort der „Schwarze Garten".

### *36. Die weiße Nonne*

In früherer Zeit sah man des Nachts um das Ötenbacher Kloster in der Stadt Zürich eine weiße Nonne wandeln, die ein Kind auf dem Arme trug, das mit einem Tuch zugedeckt war. Man sagt, sie habe zu Lebzeiten ihr Kind in die vorbeifließende Limmat geworfen, und dafür müsse sie nun büßen.

### *37. Von Totentänzen auf dem Kirchhof beim Großmünster*

Von einem Todten-Tanz eine warhaffte historia (1574). Ludwig Frey, der wächter uff dem thurn in Niderdorff, und miner Herren Trummenschlaher, zeigt mir an, wie er am 11. Jenners mit sampt sinem sun umb die 2 in der Nacht, ab dorff, uß des Heinrich Geßners huß gangen, als er ettlichen frömbden lüthen gutt gschirr gemacht, mit pfyfen und zügen, in dem sye er von der lüthpriesterei nahin über den kilchhoff gangen, habe ein laternen by im getragen, sye aber sunst heyter Monschyn gewäsen. Als er nun zuo dem Wettinger huß kommen, habe er einen rechten Todten-Tanz gesähen, vor der kilchenthür, innert dem mürli, und als wyt das mürli gad, nütt dan schwarz personen die miteinanderen uff und nider getanzet, in dem

als er sich wol gesägnet, und uff die krüzstraß kommen, gegen Herren Lavaters huß, sye er ein wyl still gestanden, wie wohl der knab übel erschrocken, den vater bim rock zogen, und erwüscht, habe er im trostlich zugesprochen, das es im nütt fürchte, Gott werdi in wol behüten. In dem sye es alles verschwunden, das er nütt mer gesähen, söllichs hatt er mir für gwüß und warhafft, hoch und thür bezüget, das es kein fantasy gewäsen. Ich hab auch darum selbs den knaben verhört, der es glycher gstalt bestetet wie der vater.

* * *

Von einem todten tantz, der uff dem kilchhoff zum großen Münster warhafftig gesehen worden (im Jahre 1581). Hanns Ulrich Küng, hanns küngen seligen eelich verlaßner sun, ungefehr ein Knab by 10 Jahren alt, zeigt mir und anderlüthen (wiewol er sunst gar bhob und nit viler worten) für gewiß und wahrhafft an, wie er hür, im Februario nachts umb die 10 uhr sin muoter, die by irer schwöster in der kleinen Statt znacht gässen, wiesen wöllen, und als er uff den kilchhoff kommen (danne es gar dunkel und ein laternen by im tragen) habe er am thurn, da sider har die nüw stägen buwen worden, einen tantz von wyb und manns personen jung und alt gesehen, die all zwehn wyß, ongefehr (wie ers achtet) mehr denn zwentzig, die gar wunderbarlicher wyß hin und wider gesprungen, etlich nidergefallen, die er nit mer gesehen uff stan, und als er inen vast eine halbe stund zugeluogt, sygend sy an der kilchthurn muren bym Wettingerhuß, gegen der lüthpriesterey nach und nach gewankt und einsmals verschwunden, das er nichts mehr gesehen. Dises tanzen wird gwüß ein vorbott gsin sin der hiesigen pestilenz, die (im Jahre 1582) in der großen und kleinen Statt, und vor den tharen, in den wachten, hin und wider vil guoter lieber lüthen hingenommen, denen Gott allen gnedig gsin sye in irem letzten end, und es wölle auch Gott inen eine fröliche ufferstandnuß verlyhen, und uns allen gnad geben, das wenn unser stund und zyt hie ist, auch seligklich und wol absterbind.

### *38. Das kleine Männchen bei Höngg*

Was Foelixen Buri, und Simon Nötzli, von Höngg vom bösen fyend, dem tüfel widerfaren und begegnet, ein warhaffte Historia (1575). Als am 12. Septemb. zwüschet 7 und 8 uren, Foelix Buri und Simon Nözli, ab der nachkilwi, wiederum heim wöllen, und der fuoß-wäg allenthalben vermachet, sind sy under der Landstraß, in einem schlag durch die räben gangen, und aber sy nit wyt, zuo Herren Obmann Aeschers säligen trotten kommen,

ist ein kleines manli, in einem grawen röckli, und ein rot käppli uffgehan, dem Foelix Buri an seinem rock gehangen, in dem hat er Foelix dem Simon zugeschruwen, hillf Simon, hilff mir, dieß klein manli (was ungefar eines knüws lang) will mir minen rock abzühen, in dem hatt in der böß geyst ergriffen, und in über den grüenhag, in die landstraß geworffen, und als Simon Nözli vom läder gezukt, und gehauwen, auch uff diß klein manli gestochen, hatt er wol empfunden, das sin hauwen und stächen vergebens xin. In dem hat der böß Geyst den Simon Nözli auch erwüscht, und in über den grüenhag, über die landstraß hinuß dryen schyen wyt, in die räben geworffen, und als der böß geyst von innen gelassen, hat er einen söllichen wüsten stank von im gäben, daß sy derglichen nie geschmeckt. Un als sy zur Trotte kommen, haben sie darinnen allerleyn Musik und Seytenspil gehört, derglichen sy vor irr Leben lang niemer gehört, in dem sind sy mit großer forcht und zittern heimkommen, das sy sich derselbigen nacht des tods versähen.

### *39. Der Spuk beim Pilgerbrunnen*

Im Stadtteil Unterstraß in Zürich wurden in früheren Zeiten drei Brunnen unterhalten, die zur Erquickung der Wallfahrer dienten, welche nach Einsiedeln zogen. Einer stand beim „Weißen Kreuz", ein zweiter, „Gnadenbrunnen" genannt, auf dem Rietli an der Langmauerstraße. Der dritte, der „Innere Pilgerbrunnen", steht an der „Bsetzten Gasse" beim Beckenhof.

An letzterem Ort soll in der Schlacht bei Zürich im Herbst 1799 ein russischer Oberst gefallen sein, und abergläubische Leute behaupteten (noch um 1900), derselbe spuke immer noch an dieser Stelle.

### *40. Der aufgerichtete Ziegel*

An einem alten Landhause in der Umgebung von Zürich (es soll der Beckenhof sein) nahm man auf dem Dache einen aufgerichteten Ziegel wahr, von dem die Sage ging, der jeweilige Inhaber des Hauses dürfe diesen Ziegel durchaus nie zurecht legen, und zwar wegen eines Geistes, der durch diese Dachöffnung in ein Zimmer hinuntersteige, welches damit in Verbindung stand. Der Geist soll ein früherer Bewohner dieses Zimmers gewesen sein und sich auch später noch als solchen betrachtet haben. Um Mitternacht erschien er in blutigem, aschgrauem Gewande und einem Antlitz von gleicher Farbe; denn ein begangener Mord ließ ihm keine Ruhe im Grabe. Aber er verhielt sich ganz still und störte den Schlaf des Bewohners nicht, wenn

dieser nicht sonst wach war. Man hörte nichts von ihm als ein leises Seufzen. Einmal fiel dem Hausbesitzer ein, den Ziegel einzulegen und im bezeichneten Zimmer das Benehmen des Geistes abzuwarten. Aber um die zwölfte Stunde erhob sich auf dem Dache ein gräuliches Gepolter, Ziegel rasselten, Scheiben klirrten und unter Windesbrausen stieg das Gespenst in die Kammer. Flammen sprühten aus seinen Augen; es faßte das Bett samt dem zitternden Patron, der darin lag, zog es aus der Bettstelle, warf es auf den Boden und zerrte es dort herum. Der Geisterseher fiel in Ohnmacht. Als er aus derselben erwachte, hätte er den ganzen Spuk für einen schweren Traum gehalten, wenn er nicht mit den Beinen auf dem Stuhl, mit dem Kopf auf dem Boden gelegen hätte und die Bettstücke nicht zerstreut herumgelegen und mit schwarzen Malen ausgestattet gewesen wären.

### *41. Der Heilbrunnen bei der Wasserkirche*

Bei der Wasserkirche, nach andern unter der Kirche, sprudelte im Mittelalter ein Brunnen. Kranke, welche von seinem Wasser tranken, wurden gesund. Die Heilungen erklärte man sich hervorgerufen durch die mineralischen Bestandteile des Wassers. Gegen diese Meinung äußerte sich aber um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Predigermönch Johannes de Albo Lapide:

Die Heilkraft dieses Brunnens beruht auf den Verdiensten der heiligen Märtyrer Felix und Regula, besonders darum, weil sie hier ihr Blut vergossen haben. Die Kraft des Brunnens sei übernatürlicher Art; dies beweise allein schon die Tatsache, daß das Wasser die gegensätzlichsten Krankheiten heile, was natürliche Heilmittel nicht könnten.

Der Naturgelehrte Scheuchzer berichtet 1746, daß dieser Brunnen 1556 zugeschüttet worden sei, weil ihn die Geistlichkeit als Lockvogel benützt habe; er sollte nicht weiterhin Anlaß zu Aberglauben geben.

### *42. Die höllischen Spielleute*

Am Abend vor dem Palmsonntag 1575 redete man im Gasthaus „zum Schwert" in Zürich vom Tanzen, aber es waren keine Spielleute aufzutreiben. Die Wirtin beklagte sich aus Unwillen über den Teufel, daß er ihr keine Musikanten herbeischaffe.

Da traten unversehens zwei Spielleute ein und huben an aufzuspielen, daß es eine Art hatte, und die Wirtin konnte des Tanzens nicht satt werden

Während sie sich im hellsten Vergnügen der Leidenschaft hingab, erblickte sie zu ihrem maßlosen Schrecken ganz von ungefähr, daß der eine der Spielleute gräuliche, schwarze Ziegenfüße hatte. Sie ließ ihren Tänzer fahren und verließ mit Windeseile die Tanzdiele. Aber eine ganze Zeit hernach blieb sie von Sinnen.

### *43. Die brennende Frau auf dem Brücklein*

Zu Zürich starb im Jahre 1404 Tuchscherer Brennwalds Frau. Kurz darauf wurde sie von einer Frau Lanzenrein und ihrer Tochter im Ehgraben und auf dem Brücklein gesehen, wie sie dort als brennende Gestalt wandelte. Von dieser Begegnung erzählten sie ihren Bekannten, worauf der Helfer am Großmünster und Herr Jakob Stupli zwei Nächte auf die arme Seele warteten, um sie zu bannen oder ihr zu helfen.

Die beiden konnten aber nichts ausrichten, denn die Büßerin hatte der Familie Lanzenrein zu ihren Lebzeiten nie etwas „unbeschissen" zukommen lassen. Die Betrogenen hatten der betrügerischen Tuchschererin im Leben nicht verziehen und taten es auch nach dem Tode nicht, obschon die arme Seele die beiden Männer hinschickte, um für ihre Sünden Vergebung zu erlangen. Weil sie keine Abbitte leisten könne, müsse sie brennend wandeln, bekannte sie selber dem Geistlichen.

### *44. Die Herkunft der Altstetter*

Die Alten berichteten, daß zur Römerzeit an der Straße Zürich-Baden eine kleine Zitadelle stand, deren Aufgabe es war, diesen Militär- und Handelsweg zu bewachen. Ständig war die Festung von fünfzehn Legionären besetzt. Als dann die Alemannen ins Land einrückten, sollen diese Soldaten die Zitadelle verlassen und sich in der Umgebung angesiedelt haben. Sie bauten sich Hütten in den späteren Hanfländern unterhalb der Stelle, wo heute die alte Kirche steht. Indem sie sich mit dem Alemannenvolke vermischten, wurden sie zu Stammvätern der Altstetter.

### *45. Von der Altstetter Kirche*

Der Sage nach soll die Kirche zu Altstetten, die eine der ältesten des Kantons Zürich ist, auf dem Fundamente eines römischen Gebäudes stehen.

### *46. Vom Altstetterhof*

Die Alten behaupteten, der „Altstetterhof" sei ein festes Haus, d. h. eine Burg gewesen. Das sei der Sitz der Edlen von Altstetten gewesen.

### *47. Vom Kappeli*

Bis zur Reformation stand zwischen dem Letzigraben und Altstetten eine Kapelle. Dort heißt es heute noch „Im Kappeli". Das war seinerzeit ein Wallfahrtsort der Zürcher. Fünfmal im Jahr fanden dorthin Prozessionen statt. Wenn jeweilen die Prozession nahte, mußten die auf den nahen Feldern arbeitenden Bauern niederknien, bis sie vorbei war. Taten sie das nicht, habe man ihnen statt jeder zehnten Garbe jede neunte abgefordert.

### *48. Von der Gerichtsstätte zu Altstetten*

In alter Zeit wurde unter der Dorflinde, am westlichen Ufer des Baches, in der Nähe des jetzigen Dorfbrunnens, Gericht gehalten. Wenn bei einer Exekution ein zum Tode Verurteilter dem Henker entrinnen und, während der Scharfrichter bis auf zwölf zählte, so weit laufen konnte, daß er den Verurteilten mit einem Schwertwurf nicht mehr erreichte, war dieser frei.

### *49. Das Freistübli in Altstetten*

Wenn jemand ein Blutverbrechen begangen hatte ohne böse Absicht, d. h. Totschlag verübt hatte, konnte sich der Urheber dem Arm der Gerechtigkeit entziehen, indem er sich auf eine sogenannte „Freistatt" flüchtete. Eine solche Stätte befand sich, wie man erzählt, im südlichen Flügel des „Wehrlihauses" im ersten Stock. Noch im 19. Jahrhundert wußte man von diesem „Freistübli".

### *50. Die Steimeren zu Wipkingen*

Die „Steimeren" galt als eine bevorzugte Weingegend im alten Wipkingen. Der Name ist vermutlich von „Steinmauer" abzuleiten, was auf römische Besiedlung schließen läßt. Tatsächlich fand man auch allerlei römi-

sche Altertümer dort. Nach der Sage liegt hier ein Städtchen verschüttet. Ein Glöcklein, das man daselbst gefunden haben will, habe man in der alten Wipkinger Kirche wieder aufgehängt und gebraucht.

### *51. Das Gespenst im „Sidefädeli"*

Das „Sidefädeli" war ein ehemaliges Landgut in der Gemeinde Wipkingen. Der Name soll von einem alten Zürchergeschlecht, genannt „Sidefade", herstammen. In diesem Hause trieb sich (noch 1917) ein Gespenst um. „Auf der Winde", schreibt der Gewährsmann, „ist im Giebel ein Fenster, das gegen Wipkingen zugekehrt ist, das durchaus nicht geschlossen werden kann. Macht jemand dasselbe zu, so öffnet es sich von selbst wieder. Das Gespenst scheint keineswegs bösartigen Charakter zu haben; es hat noch niemandem etwas zuleide getan."

### *52. Ritter Müllner und Rudolf von Habsburg*

Ritter Rudolf Müllner war mit Rudolf von Habsburg verfeindet; man weiß aber heute nicht mehr warum. Einst begegnete Müllner dem Grafen Rudolf — unbekannt wo — und da der Ritter allein war, schickten sich die Reisigen des Habsburgers an, jenen gefangen zu nehmen. Müllner glaubte sich schon verloren, als ihm eine List einfiel. Er bückte sich, öffnete seine Kleidung, als ob er seine Notdurft verrichten müßte. Den Reisigen rief er zu, sie werden ihn doch in Ruhe lassen, bis er sein Bedürfnis verrichtet habe. Dem Grafen, der selbst ein Spaßvogel war, gefiel der Einfall, und er befahl, den Ritter unangefochten zu lassen.

### *53. Der Löffelbrunnen*

Am Augäßchen, später Austraße, stand früher der „Löffelbrunnen". Nach der Sage soll die Gemeinde dem Eigentümer für die Abtretung des Wassers einen silbernen Löffel geschenkt haben.

### *54. Der Schrennenturm*

„An der Schrennen" hieß früher die Gegend an der Schrennengasse. Mitten in den Reben oberhalb dieser Gasse stand bis in die dreißiger Jahre

des 19. Jahrhunderts ein alter, aus Findlingen gebauter, zwei Stockwerke hoher Turm, dessen dicke Mauern ungefähr 14 Fuß im Geviert maßen und inwendig mit Malereien geschmückt waren. In diesem Turme sollen, wie die Sage berichtet, Gespenster gehaust haben.

### *55. Das rote Schürli*

An der Steinstraße in Wiedikon stand noch nach 1850 das „rote Schürli". Es stand seinerzeit noch allein und wurde in den letzten Jahren seines Bestehens als Lagerhaus gebraucht. Schon seit altem erzählte man, daß es daselbst nicht geheuer sei. Man hörte darin poltern, ächzen, stöhnen, und jeder der vorbeiging, bekam das Gruseln.

Nun waren dort einst die herrlichsten Veilchenplätze, und beherztere Mädchen konnten nicht widerstehen, sich dort einen Strauß zu pflücken. Aber unversehens fing neben den Jungfern ein Pferdefuß an, auch Veilchen zu pflücken. Ja, etliche haben genau gesehen, daß der Teufel selbst die hölzerne Treppe, die auf der Rückseite des Scheuerchens zur Heudiele führte, heruntergestiegen kam.

### *56. Das Männlein im Friesenberg*

Im Friesenberg wohnte vor 1800 ein steinaltes Mannli namens Rosenberger, das man niemals anders sah als mit einem über den Rücken gehängten Reissäckli. Es durchkreuzte unaufhörlich die Wiesen und war selten auf einem angelegten Weg zu beobachten. Kam man mit ihm zusammen, so gab es stets auf eine Frage nur die eine Antwort: „He he he he, hi hi hi hi!", so daß jeder Fragesteller selbst ins Lachen kam. Von diesem Mannli hieß es noch lange nach seinem Tode, es wandere immer noch, das Säckli auf dem Rücken, die Wiesen hinauf und lache sein „he he he he, hi hi hi hi" vor sich hin.

### *57. Die Irrlichter auf dem Heuried*

Der Chronist von Wiedikon berichtet, daß früher auf dem „Heuriet", die Irrlichter eine große Rolle gespielt haben. „In schwülen Sommernächten begab sich gewöhnlich ein Häuflein ‚Abergläubiger' auf die Höhe des sogenannten ‚Unteren Wyls'. Die Kühneren wagten sich vor bis nahe an den Rand des ‚Heuriets'. Sobald Irrlichter sichtbar wurden, bezeichnete man sie mit den Namen der jüngst verstorbenen Gemeindeglieder, als seien sie be-

stimmt, umherzuirren, wie Geister, welche die Ruhe nicht finden können. Nahm dann, vom Luftzug getrieben, ein Irrlicht seinen Weg in der Richtung gegen die Beobachter, so rannte alles in wilder Flucht dem Dorfe zu."

### *58. Des Teufels Schatten*

Wenn man einst den Weg an der Kirchhofmauer beim alten Bethaus in Wiedikon vorbeiging, sah man in Mondscheinnächten zwischen zwölf und ein Uhr an der Kirchhofmauer neben seinem eigenen Schatten noch einen zweiten, ebenso tiefen, nebenhergehen. Es war der Schatten des Bösen. Nur wenn man vor dem Betreten des Weges ein Stück weiches Brot in die Tasche nahm, konnte man diesen zweiten Schatten bannen.

### *59. Die drei Buchen am Uetliberg*

Der Burgplatz der Manegg, wo die Manesse hausten und ihre Minnelieder ertönen ließen, ist eine vielbesuchte Stätte geblieben, wo das Auge sich an der herrlichen Aussicht auf Stadt, See und Gebirge erfreut. Dabei denken manche an die Zeiten, da die Burg noch zu Tal grüßte; wenigen aber ist es bekannt, wie einer ihrer Besitzer in der Nähe von drei Buchen, die noch vor wenigen Jahrzehnten gezeigt wurden, eine schwere Schuld sich auflud, deren ihn noch lange das arme Opfer anklagte. Wenn ein Gewitter am Himmel stand und der Donner rollte, schlug bei den Buchen — auch bei Regen — ein helles Feuer empor, und beim Leuchten der Blitze sah der Wanderer eine weiße Gestalt, die mit aufgelöstem Haar verzweifelt sich in die Brust schlug, die Hände rang, dabei die starren Blicke auf die Manegg gerichtet. Es soll dieses ruhelose Wesen der Geist eines schönen, unschuldigen Mädchens gewesen sein, das, in einem nahen Bauernhause wohnend, auf seinen Gängen nach der Stadt dem jagenden Schloßherrn oft begegnet und von ihm mit liebkosenden Worten betört worden sei. Bei den drei Buchen fand die Arglose den Verführer wieder und beim süßen Minnespiel wurde die Arme um ihre Ehre betrogen. Mit eisiger Kälte wich er ihr von nun an aus, und die heiligen Schwüre von Treue und Ehe, mit der er ihre Sittsamkeit eingeschläfert, hatte der Wind zerstreut. Da wagte sie einst in namenloser Angst sich vor das Tor der Burg zu setzen, hoffend, durch den Anblick ihres Leidens einen Funken von Liebe und Mitleid in der Brust des Frevlers zu erwecken. Aber mit höhnischem Gelächter hetzten rohe Knechte die Hunde auf das unglückliche Mädchen, das wie ein gescheuchtes

Wild zu den Buchen eilte, die stummen Zeugen ihres Glücks und seiner Schwüre verwünschend. Dort wich ihr guter Geist von ihr, so daß sie in wilder Verzweiflung Hand ans eigene Leben legte, und in ungeweihter Erde fand sie daselbst ein frühes Grab, aus dem sie erstehen mußte, so oft die Donner des Himmels, die Vorboten des Weltgerichtes, in ihre Ruhestätte drangen.

### *60. Das Haus zum „Feldegg"*

Über das Haus, welches in der Nähe der ehemaligen Hauptgrube und des späteren Rabensteins, d. h. unweit des Richtplatzes stand, ging die üble Nachrede, daß es darin geiste. Die letzten, die das noch erzählten, wußten aber nicht mehr, welcher Art die Geister waren und wodurch sie sich bemerkbar gemacht hatten.

### *61. Zutode gebetet*

Am Altjahrabend legte eine junge Meistersfrau in Zürich, die ihren alten Mann lossein wollte, auf vier Tische je ein Brot und setzte je eine Maß Wein dazu. Dann sprach sie die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahles und aß und trank von jedem. Sogleich bewegte sich zur Tür herein ein Leichenzug. Hinterher folgte auf schönem Roß ein schlanker, junger Bursche. Wenige Tage nachher starb der alte Mann, und ein junger nahm die Witwe zur Ehe.

### *62. Die Pfarrfrau als Hexe*

Ein Pfarrer im Zürcherland (wo, wird nicht gesagt), hatte eine Frau, die war ihm in allen Dingen zu gescheit und ließ ihn zu keiner Zeit und bei keinem Wort recht haben.

Eben hatten sie die Schnitter, und es war heißes und trockenes Wetter. Da ging das Ehepaar nachmittags zusammen zu den Knechten aufs Feld, und zufrieden sprach der Pfarrer zu seiner Frau: „Vor acht Tagen kann's diesmal sicherlich kein Tröpfchen regnen." — „Ein Tröpfchen aber wohl noch heute", versetzte spitzfindig darauf die Pfarrerin. Sie zog dabei ein Fläschchen aus dem Sack, darin klares Wasser und ein winziges Kieselsteinchen waren. „Darin ist mehr als für einen Tag Regenwasser", sagte sie; „versuch es nur, das Gläslein auszuschütten, aber gib obacht und schütte nicht zugleich das Steinchen mit heraus."

Der Pfarrer nahm ihr das alberne Gläschen aus der Hand und zerschmiß es ärgerlich in Trümmer. Das Wasser und das Steinchen waren nun miteinander fort, aber auf der Stelle fing es an zu regnen und dann herabzuhageln, daß das Korn mit den Halmen zerstob und die ausgebreiteten Ähren fortgeschwemmt wurden.

Jetzt sah der Pfarrer mit Schrecken, daß er eine Hexe zum Weibe habe, und machte von Stund an seine Vorkehrungen, sie los zu werden. Alle Klafter seines Besoldungsholzes trug er zu einem großen Scheiterhaufen zusammen und ließ sich durch nichts in der Arbeit abhalten, bis er damit fertig war. Immer verstellte sie ihm dabei den Weg und wiederholt plagte sie ihn mit der Frage, was er mit sovielem Holz auf einem Haufen machen wolle. Statt Antwort zu geben, ergriff er sie zuletzt, band sie auf den Haufen hinauf und verbrannte sie.

### *63. Das Glöcklein von Zollikon*

Die vierte oder kleinste Glocke vom Geläute zu Zollikon soll aus dem 1267 oder 1268 zerstörten Raubnest Glanzenberg stammen.

### *64a. Das feurige Kalb in Zollikon*

In der Mitternachtsstunde erscheint ab und zu ein feuriges Kalb, vor dem sich alles fürchtet. Es kommt bis in die Buchholzstraße, welche mitten durch das Dorf führt.

### *64b. Das Schrätteli in Zollikon*

Ein Schmiedegesell, der vom Schrätteli zu leiden hatte, paßte ihm eines Nachts ab, packte einen sich durch das Schlüsselloch schiebenden Strohhalm, legte ihn auf den Amboß und bearbeitete ihn mit Hämmern. Sofort kam die Frau des Schmiedes schreiend herbeigeeilt, oder (nach einer anderen Fassung) fand man am nächsten Morgen ein altes Weib tot.

### *65. Der Schatz im Iserkirchlein*

Über dem Weiler Goldbach, unweit Zürich, auf der nächstgelegenen Waldhöhe, findet sich in einem bedeutenden Umfang altes Gemäuer, dessen

Ursprung und Bestimmung ebensowenig anzugeben ist als die Gestalt des Gebäudes, von welchem diese Trümmer noch Überbleibsel sind. Die Landleute nennen die Ruine „Iserkirchlein", was den Gelehrten zum Glauben Anlaß gegeben hat, daß hier zur Römerzeit ein Tempel, der Göttin Isis geweiht, gestanden habe.

Nach der Sage sind dort in unterirdischen Hallen ungeheure Schätze verborgen, die von Geistern beschützt werden. Tiefe Gruben, die sich im Bereiche der Trümmer finden, bedeuten, wie hier die Habsucht in stiller Nacht versucht hat, den geheimnisvollen Mächten ihr Besitztum zu entreißen, was jedoch bisher, soviel bekannt, fruchtlos geblieben ist. Manche dieser Habsüchtigen sind sogar weidlich geäfft worden, wovon folgendes Beispiel ein lustiger Beweis ist.

Ein reicher, geiziger Bauer aus der Nachbarschaft trug sich schon lange mit dem sehnlichsten Verlangen nach dem leuchtenden Golde, von welchem sein Vater und Großvater ihm soviel erzählt hatten. Endlich erhielt er durch die fünfte oder sechste Hand, was er schon so lange gesucht hatte: „Fausts Höllenzwang", die kräftigste aller Bannformeln. Nicht um Mitternacht — hierzu hatte er nicht Mut genug — sondern am hellen Mittag ging er hin und beschwor die Unterirdischen mit der lauten Stimme eines Mannes, der seine eigene Furcht überschreien will. Plötzlich steht ein langer, hagerer, erdfahler Mann in weitem, rotem Gewande neben ihm. „Du willst Geld, Armseliger", sprach er zu dem Bebenden mit einer Stimme, die aus tiefem Gewölbe zu kommen schien, „folge mir!" Und siehe, unter ihnen senkte sich der Boden, und Hans, welcher schrecklich schrie, wurde sanft in einem herrlichen Gemache abgesetzt, wo Gold- und Silberhaufen in Menge aufgeschichtet lagen. „Fülle den Sack, den du mitgenommen hast!" befahl der Unbekannte. Hans ließ sich das nicht zweimal sagen. Mit gieriger Hast füllte er den großen Sack. Als es geschehen war, versiegelte die Erscheinung denselben eigenhändig mit ihrem Siegelring und gebot Hans bei Verlust seines Lebens, ihn erst nach drei Tagen und im Beisein seiner ganzen Familie zu öffnen. Der Bauer versprach das heilig und befand sich im Nu samt seinem Schatze wieder auf der Ruine, woselbst er aber nicht lange verweilte, sondern heimrannte, als ob der Kopf ihm brenne.

Am vierten Tage nach dieser Begebenheit war in Hansens Haus ein reges Leben. Er hatte zur Eröffnung seines Geldsackes nicht nur seine nächsten Verwandten, sondern auch alle Nachbarn und Freunde eingeladen und sich so weit in der Freude seines Herzens verstiegen, daß er zur Feier der Eröffnung einen köstlichen Kälberbraten dampfen ließ. Nachdem er sein seltsames Abenteuer mit allerlei romantischen Zutaten erzählt hatte, schritt er mit großer Feierlichkeit zur Entsiegelung, Öffnung und Leerung

des Sackes. Aber o weh! Statt der erwarteten Goldstücke rollten lauter hohle Schneckenhäuschen auf den Tisch, und ein lautes Gelächter aller Anwesenden belohnte die Herzhaftigkeit des höllenbezwingenden Helden.

### *66. Der Freiherr von Regensberg und sein Hausgeist*

Auf der Burg Wulp oberhalb Küsnacht lebte einst ein Freiherr von Regensberg, der in heiligen und weltlichen Dingen wohl bewandert war und ihrem Studium in einem der Türme der Burg obzuliegen pflegte. Der Besitzer wurde öfters von einem gewissen Hausgeist besucht, der die Bewohner so in Schrecken setzte, daß außer dem Herrn niemand den Turm zu betreten wagte. Der Herr aber fürchtete den Dämon nicht im geringsten und studierte ohne Unterlaß an diesem Orte. Der Geist erschien ihm gewöhnlich in der Tracht eines Weltpriesters mehrmals des Tages und der Nacht, setzte sich neben ihn und unterhielt sich oft recht lange mit ihm, indem er sich über die Art und Weise seiner Studien unterrichtete. Niemals fügte er ihm das geringste Leid zu. So lebten sie lange Zeit in gutem Einvernehmen miteinander und der Freiherr hätte vom Geiste vieles lernen können, wenn er ihn nur hätte darnach fragen wollen.

### *67. Der Rappe des Komturs*

Herr Konrad Schmid legt' um die Wehr,
Man führt' ihm seinen Rappen her:
„Den Zwingli laß ich nicht im Stich,
Und kommt ihr mit, so freut es mich."
Da griffen mit dem Herren wert
Von Küßnach dreißig frisch zum Schwert:
Mit Mann und Roß im Morgenrot
Stieß ab das kriegbeladne Boot.
Träg schlich der Tag; dann durch die Nacht
Flog Kunde von verlorner Schlacht.
Von drüben rief der Horgnerturm,
Bald stöhnten alle Glocken Sturm,
Und was geblieben war zu Haus,
Das stand am See, lugt' angstvoll aus.
Am Himmel kämpfte lichter Schein
Mit schwarzgeballten Wolkenreihn.

„Hilf Gott, ein Nachtgespenst!“ Sie sahn
Es drohend durch die Fluten nahn.
Wo breit des Mondes Silber floß,
Da rang und rauscht' ein mächtig Roß,
Und wilder schnaubt's und näher fuhr's...
„Hilf Gott, der Rappe des Komturs!“
Nun trat das Schlachtroß festen Grund,
Die bleiche Menge stand im Rund.
Zur Erde starrt' sein Augenstern,
Als sucht' es dort den toten Herrn...
Ein Knabe hub dem edlen Tier
Die Mähne lind: „Du blutest hier!“
Die Wunde badete die Flut,
Jetzt überquillt sie neu von Blut,
Und jeder Tropfen schwer und rot
Verkündet eines Mannes Tod.
Die Komturei mit Turm und Tor
Ragt weiß im Mondenglanz empor.
Heim schritt der Rapp' das Dorf entlang,
Sein Huf wie über Grüften klang,
Und Alter, Witwe, Kind und Maid
Zog schluchzend nach wie Grabgeleit.

Conrad Ferdinand Meyer

### *68. Das heilig Stüdli*

Auf einem Hügel am Zürichsee, am Wampisbach, steht ein morscher Pfahl, ein Überrest von einem alten Kreuze. Hier soll sich Folgendes begeben haben:

Zwei Brüder sprachen diesen, einer armen Witwe gehörenden Platz als ihr Eigentum an. Der eine schwur mit erhobenen Fingern: „Ich stehe auf eigenem, wohlerworbenem Grunde!“ Der andere bezeugte: „So wahr mein Richter und Schöpfer über mir ist!“

Das hörte die arme Witwe, und sie bat Gott, er möge dieses Brüderpaar, das einen falschen Eid geschworen, dafür strafen. Dem Richter fiel ein Schiedsspruch schwer. Da zuckte plötzlich ein Blitz vom Himmel und erschlug beide Brüder im Angesichte einer großen Menge. Die Meineidigen sanken nieder, und sterbend konnten noch beide ihren Frevel bekennen. Der eine beichtete, er habe unter dem eigenen Grunde die Gartenerde ver-

standen, die er in seine Schuhe getan; der zweite gestand, er habe in seinem langen Haar einen Kamm (in der Volkssprache Richter, „Durerichter") und einen kleinen Löffel (= Schöpfer, „Useschöpfer") verborgen, und bei diesem „Richter" und „Schöpfer" habe er geschworen.

So hatten sie die Wahrheit zu verdrehen gesucht. An der Stelle, wo Gott gerichtet, hatte man ein Kreuz hingesetzt. Und da, wo die Brüder gestanden, wächst weder Gras noch Kraut. Auch will man dort Geister wandeln gesehen haben.

### *69. Der Fledermausstein*

In der Nähe des Weilers Itschnach oberhalb Küsnacht am Zürichsee, befindet sich in einsamer Gegend eine Höhle, der Fledermausstein genannt. Eine Unzahl Fledermäuse, die drinnen hausen, rechtfertigt diese Bezeichnung. In uralter Zeit sollen saftige Weiden die Höhle umgeben haben. Das änderte sich aber, als ein gräulicher Drache im tiefsten Dunkel des Loches seine Wohnung bereitete. Aus dem sicheren Verstecke stürzte sich das Ungetüm auf seine Opfer und drang, als es in der Umgebung seiner Wohnung öde geworden, in die Höfe und Dörfer hinab, ja sogar bis in die Nähe der Stadt.

Vergebens lauerten ihm die Jäger auf, und umsonst veranstaltete man Prozessionen. Furchtlose Männer verrammelten dem Ungeheuer den Ausgang der Höhle. Es nützte alles nichts. Der Drache wußte einen verborgenen Nebenausgang und erschien mit doppelter Wut. Endlich beschloß ein frommer Ritter, dem Unwesen ein Ende zu machen. Nachdem er in einer Kapelle am Wege inbrünstig zur Heiligen Jungfrau gebetet hatte, drang er in den finsteren Gang. Zehn Schritte vermochte er darin aufrecht zu gehen, dann wurde die Höhle enger, und der tapfere Mann konnte sich nur noch mühsam durchwinden. Eine geweihte Wachskerze, die er vor sich herschob, erhellte den Schluff notdürftig.

Plötzlich vernahm er ein dumpfes Schnauben; das Licht erlosch. Aber beim letzten Schimmer hatte er noch wahrgenommen, daß sein Haupt samt der rechten Hand, welche die Kerze hielt, in eine weite Grotte vorgedrungen war; der Leib steckte noch in dem engen Felsenschrund. Zwei glühende Augen starrten ihn an, und ein blutroter Rachen öffnete sich.

Da rief der Ritter in höchster Not die Mutter Gottes an. Ein himmlischer Glanz erleuchtete plötzlich das Gewölbe. Auf einer rosenroten Wolke ließ sich die Heilige Jungfrau zu dem winselnden Ungetüm nieder und kettete es mit diamantenen Banden an die Felswand. „Hier", donnerte sie, „bleibe und schmachte bis zum jüngsten Tage!" Zum Ritter gewendet sprach sie:

„Dein Glaube hat dir geholfen, geh heim in Frieden!" Darauf berührte sie ihn mit einem Lilienstengel; das Felsenloch erweiterte sich, und der Ritter konnte glücklich zurückkehren.

Noch in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts vernahmen Bauern, die in der Weihnachtszeit in der Nähe des verrufenen Ortes Gestrüpp rodeten, Gestöhn und Kettengerassel des Drachens.

### *70. Drei sagenhafte Schnurren vom Zürichsee*

Die Geißhenker. Ein Untervogt zu Erlenbach, seines Zeichens ein Schneider, besaß einmal eine bösartige Geiß, die ihrem Besitzer allerlei Tücken spielte. Er hielt sie am Ende für eine Hexe und ließ sie als solche vors Dorfgericht nehmen. Dieses fällte nach ergangener Klage des Untervogtes das Todesurteil über das tückische Tier. Noch vor der Morgendämmerung wurde es vom Dorfwächter vollzogen und als Galgen der nächste Birnbaum gewählt. Diese Tat soll den Erlenbachern den angeführten Übernamen eingetragen haben.

* * *

Die Fleischbrühesser. Vor Zeiten waren wohl die Küsnachter Metzger etwas teure Herren, denn oft kam es vor, daß die Schiffsleute aus der Stadt Fleisch heimbrachten, das sie billiger verkaufen konnten als man es in der heimischen Metzg erhielt. Einmal kam ein Marktschiff von Zürich her, vollbeladen mit Fleisch, das der Schiffsmann den Küsnachter Metzgern zu Schreck und Schaden gekauft hatte. Bei Zollikon überfiel es aber ein Sturm und trieb es gegen das Küsnachter Horn, wo es nahe am Ufer versank. Die Schiffsleute konnten sich schwimmend retten, machten aber begreiflicherweise ein Geschrei wegen des verlorenen Fleisches. Als die Dorfbewohner vom versunkenen Fleische hörten, kamen sie mit Gätzi, Kübeln und Schüsseln herbeigerannt, um wenigstens die Fleischbrühe zu retten.

* * *

Die Lungensieder. Nach Zollikon kam einst ein fahrender Schüler, der verkündete, im Berg drin lägen armsdicke Goldadern. Er habe sie gesehen, denn er könne durch die Erde schauen wie andere Leute durch die Luft. Das komme davon her, daß er Berglunge gegessen habe. Nun waren ja die Zolliker dadurch bekannt, daß sie viel in die Stadt fuhren, um dort Lungen und andere Eingeweide zu kaufen. Denn Grick war billiger als Fleisch.

In ihrer großen Sparsamkeit machten die Zolliker aus den Lungen eine alte Dorfspezialität, das Lungenmus.

Die guten Leute waren überaus begeistert, als sie also von der Berglunge sprechen hörten und wollten gleich davon haben. Doch der fahrende Schüler gab vor, man könne solche nur mit einem goldenen Löffel ausgraben. Wenn sie ihm zwölf Dublonen geben könnten, so ließe sich aus dem Gold wohl vom Goldschmied ein solcher Löffel anfertigen. Die Zolliker kratzten die zwölf Dublonen zusammen und der Scholar verschwand damit. Aber er erschien nach einigen Tagen wieder, entgegen der Meinung einiger Zweifler. Er brachte einen schweren Klumpen mit, der aussah wie ein schwarzer Stein. Das war eben die Berglunge.

Auf Anweisung des Fahrenden mußte nun auf der Allmend ein Wäschekessel aufgehängt werden, groß genug, um die Berglunge drin zu sieden und zu präparieren. Darunter wurde ein zünftiges Feuer angefacht. Lange wollte die schwarze Berglunge nicht lind werden, und es war schon im späten Nachmittag, als dem Zauberkoch plötzlich einfiel, es müsse ja Gold zur Berglunge hineingegeben werden, damit man bei deren Genuß goldsichtig werde.

Hatte man sich schon so weit in die Sache eingelassen, so wollte man auch damit fertig werden, dachten die Leute, begaben sich nach Hause und ramisierten ihre Schmucksachen zusammen, nicht ganz ohne Maulerei ihrer Weiber. Unterdessen setzte sich der fahrende Schüler ins Wirtshaus. Als die Männer mit ihren Habseligkeiten herbeikamen, leerte der Fremde sie in seinen Hut, der schön voll wurde. Mit dem läßt es sich wohl machen, meinte er und schüttelte den Schatz in ein leinenes Säcklein.

Nun begaben sich die Leute, angeführt durch den Scholaren, wieder auf die Allmend. Dort brodelte die Berglunge noch über dem Feuer. Nun mußte unterwegs der Koch schnell austreten, hatte aber die Gesellschaft bald wieder eingeholt. Am Kessel angelangt, senkte er das Säcklein zur Lunge hinab. Es war mittlerweile Abend geworden.

Der Zauberer rührte bis in die Nacht, und als er müde wurde, hieß er einen anderen für ihn rühren. Denn, so versicherte er, die Berglunge würde erst um Mitternacht genießbar werden. Damit bat er, sich in den Busch legen zu dürfen, was die Gesellschaft ihm bewilligte, ja sogar sich anerbot, ihn zu rechter Zeit zu wecken.

In gierige Erwartungen vertieft, rührten sie die Berglunge und das Gold bis zur Geisterstunde. Aber der Zauberer erschien nicht auf Schlag zwölf, und die Lungensieder schickten sich an, ihn aus dem Busch zu klopfen. Da war aber weder Staub noch Flaum von einem fahrenden Schüler. Böse Ahnungen stiegen den Goldsüchtigen auf. Man fischte den Klumpen heraus;

der stellte sich als wirklicher Feldstein heraus — und in dem leinenen Säcklein fand man die gewöhnlichsten Kieselsteine. Es war eine böse Rückkehr in die Wirklichkeit, wobei der Spott der umliegenden Dörfer nicht ausblieb. Seither heißen die Zolliker Lunggesüüder.

### *71. Der Geerenhund*

Früher spukte im Geeren bei Erlenbach der Geerenhund mit feurigen Augen, so groß wie Teller. Man weiß nicht mehr, aus welchen Gründen er das tat. Er wird zu den daselbst im alten Zürichkrieg Gefallenen in Beziehung gebracht.

### *72. Das steinerne Rad*

Bevor Felix und Regula in Zürich wirkten, lebten sie am rechten Ufer des Zürichsees, in der Gegend des heutigen Herrliberg. Ihre Missionsarbeit war dermaßen von Erfolg begleitet, daß der römische Statthalter Decius in Zürich von Staats wegen einschritt. Er ließ die beiden Christen gefangen nehmen. Mit einem steinernen Rade, vermutlich mit einem Mühlstein, wollte er die Geschwister zermalmen lassen. Schon war zur Hinrichtung alles bereit, als das steinerne Rad ins Rollen kam und ohne Felix und Regula zu schädigen in den See sprang. Diese Stelle hieß seither „Im steini Rad".

### *73. Von der Burg Roßbach*

a) An der Stelle, wo einst bei Herrliberg die Burg Roßbach stand, liegt ein goldenes Kegelspiel vergraben. Man weiß aber davon nichts mehr zu erzählen.

b) Die Burg gehörte in der Mitte des 14. Jahrhunderts einem von Ebersberg. Es wird erzählt, daß ihn die Zürcher im Jahre 1353 während des Krieges mit Österreich durch eine Kriegslist auf den See gelockt, überfallen und mit seiner Mannschaft getötet, die Feste, von welcher aus Ebersberg den Schiffahrtsverkehr auf dem See beunruhigte, gebrochen und seine allein auf der Burg zurückgebliebene Gattin Beatrix von Rümlang ohne Lösegeld zu ihren Verwandten nach Hause zurückgeschickt hätten.

### *74. Von der „Schipf" zu Herrliberg*

Im kleinen Pavillon im Park des Landgutes Schipf in Herrliberg sei, wie die Alten erzählen, ein Brudermord geschehen. Davon herrührend soll daselbst im Innern ein Blutfleck zu sehen sein. —

Dem Gewährsmann, der sich die Sache angesehen, wurde vom Hausbesitzer zwar nicht im Pavillon ein Flecken gezeigt, sondern im Gang des oberen Hauses zur Schipfe. Nach Verlautbarung der Dame des Hauses läßt sich dieser Fleck tatsächlich nicht beseitigen. Wie er entstanden, weiß niemand.

### *75. Der Fluchstein ob Herrliberg*

Am Zürichsee wohnte ein Zauberer namens Hartmut. Der hatte eine schöne Tochter, und diese war in einen hübschen Burschen verliebt. Der Vater sah diese Verbindung nicht gerne und verbot der Tochter bei Todesstrafe, weiter mit ihrem Geliebten zusammenzukommen.

Doch die Liebe war mächtiger als das väterliche Gebot. Der Alte, der dies ahnte, schaute in seinen Zauberspiegel, der ihm die beiden Verliebten draußen im Rosenhag zeigte, just als sie einander von der Liebe nicht genug mitteilen konnten.

Im Zorn rief der Zauberer seine ganze Geisterschar zusammen und hieß sie die beiden verderben. Ein Wetter ging nieder, die Erde öffnete sich und verschlang das Liebespaar. Auf dieser Stelle türmten die Dämonen einen gewaltigen Stein auf, der von den Leuten der Fluchstein genannt wird.

In stillen Nächten steigen die beiden Liebenden aus der Erde herauf, umwandeln umschlungen den Stein und seufzen leise Klagen von Sünde und Reue in die Nacht hinaus. Doch wenn die Morgenlüfte von den Alpen herniederwehen, verstummt der Geister Klage, und der Stein steht wieder einsam.

### *76. Der Taßbergmann*

Auf jener Anhöhe gegenüber der Hohrüti am Abhang des Pfannenstiels, oberhalb von Wetzwil, stand vor vielen Jahrhunderten das Taßberger Schloß. Da wohnten einst „untrüüli Hagherre". Sie waren der Schrecken der Bauern, indem sie ihnen Rosse und Stiere stahlen, die Felder schändeten beim Jagen, und wenn sich die aufgebrachten Landleute wehrten, wurden sie umgebracht. Der Böseste von allen war der letzte, der es so arg trieb, daß in seiner Umgebung nur noch Elend und Not herrschte. Doch eines Tages wurde er niedergeschlagen und sein Schloß verbrannt. Keine Spur mehr ist davon zu sehen.

Aber wenn man gemeint hatte, nun kehre der Frieden ins Land ein, so hatte man sich getäuscht. Denn der Bösewicht konnte im Grabe keine Ruhe finden. Wie ein Schatten schleicht er an den Orten seiner Sünden herum.

Immer noch trägt er seinen glitzernden Schild und den Helm und steckt im Harnisch. So sitzt er auf einem schneeweißen Schimmel, den er mit goldenen Sporen zum Galopp durch den Dachsberg treibt. Einen goldenen Strähl trägt das Roß und ist mit silbernen Schienen und Spangen geschützt. „Hupp, hupp, hee! Hupp, hupp, hee!" ruft das Gespenst hohl und heiser, klemmt seinen langen Spieß unter den Arm und rast in der Gegend des Rütihofs umher. Manchmal hört man auch unter dem Giigerrain, wo ein unterirdischer Gang sein soll, nachts Musik, Lärm und Tanz.

Einmal mußte noch tief in der Nacht ein Knecht hier vorbei. Er trug eine Laterne bei sich, um den Weg besser zu finden. Just als es in Wetzwil zwölf Uhr schlug, trat er über den Schloßplatz. Plötzlich löschte ihm die Laterne aus, obschon sich kein Lüftchen bewegte. Da fiel ihm ein, das könnte der Taßbergmann getan haben. Überlaut rief er: „Taßbergmaa, Taßbergmaa, zünd mer mii Laternen aa!"

Aber wohl, das hatte er nicht umsonst gerufen. Schnaufend schneuzte der Schimmel gegen ihn los, und darauf saß mit eingelegtem Spieß der Taßbergmann. Das Knechtlein lief davon, was er aus den Beinen brachte, aber der Geist erwischte ihn und verleidete ihm das Foppen. Heim kam der Bursche noch und konnte noch ein paar Worte reden. Dann starb er in großer Angst und Not.

### *77. Die Dachsbergritter*

Eine aus Limberg stammende Frau erzählte dem jetzt verstorbenen Lehrer R. Egli in Herrliberg vor 1936: Die Ritter auf der Burg Dachsberg hätten im Brauch gehabt, ihre weißen Rosse im Brunnen in Limberg zu tränken. —

Im Taßberg soll eine Hexe gehaust haben.

### *78. Bestraftes Kartenspielen*

Im Jahre 1686 fuhren einige Leute auf dem Zürichsee. Drei von ihnen wollten zusammen Karten spielen. Ein vierter nahm ihnen die Karten weg und warf sie in den See, weil es sich nicht gezieme, auf dem See Karten zu spielen. Darüber kam es zu einem Streit. Das Schiff legte sich auf die Seite und die Leute fielen ins Wasser. Die drei, die hatten spielen wollen, ertranken; jener, der die Karten in den See geworfen, nebst einem anderen, kam davon.

### *79. Das Dorfgut von Meilen*

Wie die Alten von ihren Alten wissen, stammt der Grundstock des Dorfgutes von Meilen von einem Vermächtnis der Verena von Ebersberg zu Wetzikon her, vielleicht auch von ihren Erben. Mit diesem Vermächtnis habe die vornehme Frau jene Meilemer Familien belohnt, welche bei einem Hochwasser wenigstens eines ihrer Mitglieder zu Hilfe geschickt hatten. Lange Jahrhunderte hielten die bedachten Familien dieses Gut als ihr Dorfgut in Ehren und verteidigten es auch gegen verschiedene Angriffe, indem sie es als traditionelles Eigentum nachwiesen. Niemand von ihnen wußte aber mehr, wo ihre Vorfahren sich so tapfer und hilfreich des Wassers erwehrt hatten, ob zu Hause oder in der Nachbarschaft.

### *80. Die Elfisteine von Meilen*

Ein Elfistein lag früher am Waldrand links an der Straße, die von der Warzhalde nach dem Herrenweg führt, da, wo sich jetzt ein Schacht der Wasserversorgung befindet. Er hatte die Größe eines Bergscheuerchens. Seine letzten Reste wurden vor Jahren gesprengt und zum Bau eines Sträßchens verwendet. Von ihm wurde gesagt, „wenn er ghöri elfi lüüte, so spring er elfmal zringelum", und daher hatte er den Namen. Oftmals saßen die Buben vom Pfannenstiel und Umgebung auf diesem großmächtigen Felsen, um das Elfuhrgeläute vom Dorf her zu erwarten und alsdann die Richtigkeit der alten Überlieferung zu prüfen.

Ein zweiter Stein, ebenfalls Elfistein genannt, liegt am Weg auf den Pfannenstiel, wenig oberhalb der Abzweigung der Straße nach der Anstalt Hohenegg, rechter Hand, da, wo ein Fußweg ins Tobel hinunterführt. Es ist ein zur Hauptsache im Boden verborgener, nur etwa einen Meter über die Erdoberfläche sich erhebender Nagelfluhblock. Auch von diesem heißt es, er drehe sich elfmal zringelum, wenn es elf Uhr läute (oder wenn er höre elf Uhr läuten).

Eine dritte Beschreibung bezieht sich auf die großen Findlinge, die man vom Weg auf den Pfannenstiel so malerisch in der sumpfigen Matte unterhalb des Hofes Rohren liegen sieht und die vor Jahren von der Mittwochgesellschaft Meilen erworben wurden, um sie vor der Zerstörung zu bewahren. Von ihnen heißt es: Die trähed sich, wänns elfi lüütet.

### *81. Die Gespenster in Meilen*

Zwei achtjährige Knaben gingen an einem heißen Sommertage von Meilen die Pfannenstielstraße hinauf. Als sie in die Gegend von Zumpernell kamen, sahen sie plötzlich einen großen Mann quer über das Feld eilen, der mit lauter, schrecklicher Stimme etwas rief. Die Angst jagte die Bürschlein heim, wo sie erschöpft anlangten.

* * *

Im Hause eines Mannes, der auf nicht ganz christliche Weise zu Reichtum gekommen war, ging es nach seinem Tode um. Bei Nacht haben „ihn" Leute von der Seestraße aus gesehen.

* * *

Die Seele eines Mannes, der sich im oberen Weiher ertränkt hatte, fand keine Ruhe, bis sie von den Kapuzinern ins Wasser zurückgebannt wurde.

* * *

Im Horn bannten die Kapuziner einen Leuteschinder, der nachts umging, in ein „Viertel".

* * *

Im „Löli" ging lange Zeit die Seele eines ermordeten Mannes als „Zeusler" um (irrlichterte).

### *82. Kapuziner strafen einen Flurschänder*

Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts war es, daß einer aus nicht genannten Gründen einem Bauern Rebstöcke und junge Bäume abschnitt. Der Geschädigte ließ die Kapuziner aus Rapperswil kommen, welche den Täter ausfindig machten. Sie hätten ihn sterben lassen können, aber der Bauer ließ ihn aus Gnaden nur so strafen, daß er seiner Lebtag offene Beine haben mußte.

### *83. Der Kirchenbau in Meilen*

Die alte, in ihren Ursprüngen aus fränkischer Zeit stammende und einst Sankt Martin gewidmete Kirche von Meilen steht am See; vor dem Bau der Seestraße grenzte die Kirchhofmauer an das Ufer. Sie sollte seinerzeit

an anderer Stelle, beim Hofe Betfahrt, am Hang gegen den Pfannenstiel, oberhalb der heutigen Anstalt Hohenegg, errichtet werden. Die auf die Baustelle verbrachten Balken und Steine verschwanden jedoch stets über die Nacht und fanden sich am Morgen am See unten auf dem heutigen Kirchhof. Daraus entnahm die Gemeinde den göttlichen Ratschluß, daß die Kirche da erbaut werden solle, wo sie noch heute steht, was denn auch geschah.

### *84. Vom Haus „zum Bau" in Meilen*

Dieses alte Haus, das mit seiner Größe die Kirchgasse dominiert, gehörte seinerzeit General Hans Rudolf Werdmüller, der durch C. F. Meyers „Schuß von der Kanzel" berühmt geworden ist. Es soll früher dem Kloster Einsiedeln gehört haben; es sei gleichzeitig mit diesem in den Jahren 892 bis 896 erbaut worden. Im Mittelalter soll darin Gericht gehalten, gefoltert und geköpft worden sein. Im mächtigen Weinbauernkeller besteht ein Abteil, wo sich die Folterkammer befunden habe, und es wird von Einheimischen behauptet, die Ringe, die noch im Kreuzgewölbe dieses Kellers eingemauert sind, hätten zum Aufziehen der Gefangenen gedient. Durch die wegen der Tiefe des Kellers außerordentlich lange Leibung der Fenster seien die Gefangenen in den Keller hinuntergelassen worden. Durch einen unterirdischen Gang seien sie unter der jetzigen Eingangstreppe des Kellers hindurch jeweilen in den damals mit einer Zinnenmauer umgebenen Hof hinausgelassen worden. Die Umgebrachten habe man im Keller verscharrt. Als später ein neuer Boden gemacht worden sei, habe man im Boden massenhaft Gerippe von Erwachsenen und Kindern gefunden und ein ganzes Ledischiff voll nach der Ufenau in das dortige Beinhaus geführt. An einer bestimmten Stelle des Bodens, wo früher einmal gegraben worden sein muß, sei ein Mönch verscharrt worden.

Diese Mitteilungen sollen aus einer handschriftlichen Chronik stammen, welche früher im Hause aufbewahrt worden sei. Die Erzählerin, die selber darin nächtelang gelesen hat, versichert, daß darin auch Abbildungen des Hauses aus früherer Zeit enthalten gewesen seien. Dann sei einmal der alte L. (jetzt längst verstorben) gekommen und habe sich die Chronik ausgebeten, da eine im „Löwen" versammelte Behörde darin etwas nachsehen wolle. Man habe sie ihm zu diesem Zwecke übergeben, und seither sei sie verschwunden. Vor vielen Jahren soll in der Zeitung ausgeschrieben gewesen sein, wer dem Inserenten diese Chronik verschaffen könne, erhalte eine große Belohnung.

### *85. Bürkli zu Uetikon*

Im Jahre 1200 brachte ein Mann namens Bürkli von Uetikon einen gräulichen Drachen um, weswegen von Meilen am Ostermontag eine Kreuzfahrt (Prozession) gehalten wurde. Bürkli aber blieb beim Drachen tot liegen, „wie es dem Winckelried von Unterwalden mit sim traken oder wurm ouch gangen was".

### *86. Die heilige Verena in Stäfa*

In der Wannen bei Uelikon oberhalb Stäfa fließt das Wannenbrünneli, das wegen seines vortrefflichen Wassers gerühmt wird. Nahe am Ursprung dieser Quelle soll die heilige Verena als Wohltäterin Armer und Kranker in einer Badeeinrichtung gewirkt haben. Es stand auch eine Kapelle dort. Noch heute erzählt man, die heilige Verena habe dort arme Kinder gestrählt und gespiesen.

Am Lattenberg, ebenfalls in der Gemeinde Stäfa, soll auch eine der heiligen Verena geweihte Kapelle gestanden haben. Als Rest früherer Wallfahrten dorthin betrachtet man die alte Sitte, zu Ostern und Pfingsten Spaziergänge an diesen Ort zu unternehmen.

Bad und Kapellen sind längst zerfallen und verschwunden, Name und Bild der Patronin aber haben sich der Nachwelt dadurch erhalten, daß die Gemeinde Stäfa sie in ihr Wappen aufgenommen hat. Außerdem findet sich ihr Relief auf der Südseite des ersten Schulhauses auf Kirchbühl. Es trägt die Jahrzahl 1721.

### *87. Das Totenbrünneli*

Als im Monat September des Jahres 1564 ein Landsterben umging, fing es auch in der Kilchhöri Kilchberg an, und es starben bis Ende des Jahres 1565 an die vierhundert Personen, junge und alte, Weib und Mann. Diejenigen Leute, die niesen mußten, erlagen nach wenigen Augenblicken dem grimmigen Schnitter Tod, und es war deshalb nicht verwunderlich, daß man noch lange nachher allen, die niesen mußten, ein „Helf dir Gott!" wünschte.

Zur Zeit des großen Sterbens bewegte sich ein Leichenzug, von Wollishofen herkommend, Kilchberg zu. Als er sich durch ein einsames Wiesentälchen (am unteren Ende des Bächler-Tälchens an der Kalchbühlstraße) zog und von Kilchberg her schon das Grabgeläute zu hören war, mußte ein

im Zug schreitendes Mägdlein an der Stelle, wo einige Schritte seitab der Straße in grüner Wiese ein Brünnlein quoll, niesen und sank nach wenigen Augenblicken tot hin. Man nahm die junge Tote, die sich wunderbarerweise ins eigene Grab hatte läuten hören, sogleich mit und begrub sie neben der anderen Leiche. Das Brünneli wurde von dieser Zeit an das Totenbrünneli geheißen.

### *88. Der schwarze Hund*

In Horgen erzählte man sich: Im G... wohnte ein Mann, der ein recht böses Weib hatte. Einmal lag es krank zu Bett. Zu dieser Zeit ging der Mann den Steinbruch hinauf, um etwas zu holen. Da lief ihm ein schwarzer Hund nach, der ihn unaufhörlich anbellte. Schließlich versetzte er dem Tier einen tüchtigen Fußtritt. Im selben Augenblick bekam seine Frau daheim eine geschwollene Backe.

### *89. Das Berner Änni*

Im Hirzel vermutlich lebte einst eine Jungfer; man sagte ihr nur das Berner Änni. Diese stand im Rufe einer Hexe. Wenn sie von jemandem Milch bekam, so gaben sicher dessen Kühe anderntags rote Milch.

Nun wohnte in ihrem Dörflein ein netter junger Bursch. Dieser bekam an einer großen Zehe plötzlich einen solchen erbärmlichen Schmerz, daß er wie rasend in der Stube umherhüpfte. Man wandte sich an den Arzt R. in T. Dieser gab verschiedene Mittel, aber umsonst. Eines Tages erschien er selbst beim Patienten. Die Erzählerin dieser Geschichte sah selbst, wie er das Gäßlein heraufkam und sein Roß neben der Haustüre, wo der junge Karli wohnte, anband. Das Berner Änni wohnte nicht weit von dieser Tür, auf der anderen Seite der Gasse.

Der Doktor gab dem Karli ein Heilmittel, das sie geheim halten mußten. Auch sagte er, es sei das letzte, das er gebe. Es werde bald jemand kommen und etwas entlehnen wollen, erklärte er, aber die Leute sollen beileibe nichts hergeben, sonst helfe alles nichts. Darauf verabschiedete sich der Doktor und ritt das Gäßlein hinab. Nicht lange hernach erschien das Berner Änni und wollte Salz entlehnen. Als es ihm aber abgeschlagen wurde, begehrte es etwas anderes und so fünferlei. Als es gar nichts kriegte, fing es laut an zu weinen und anzuhalten. Aber es mußte leer heim. Unterdessen hatte der Doktor sein Pferd dem Vater des Patienten übergeben, welchen er auf dem Felde arbeitend fand. Er befahl ihm, das Tier nach U... H... zu führen. Dann ging er wieder zurück zum Kranken.

Das Berner Änni, als es heimkam, setzte sich wieder zu seinem Spinnrad, tat vier oder fünf Züge, fiel plötzlich rückwärts über den Stuhl und war eine Leiche, just in dem Augenblick als der Doktor wieder zu seinem Patienten eintrat.

Ich vergesse es meiner Lebtag nicht, erklärte die Erzählerin, die dabei war, als man das Berner Änni zu Grabe tragen wollte. Da kam ein Hase die Wiese herunter, lief zwischen den Häusern durch und unter dem Sarge des Änni weg ins Weite. Nur zwei Männer gingen hinter dem Sarge her. Der Bursch aber wurde von Stund an wieder gesund und ist jetzt (vor 1859) Präsident.

### *90. Die drei Nägel*

F... in der Sch... fand eines Tages drei Nägel, die in einen Baum geschlagen waren. Er erschrak darob sehr und meldete, was er gesehen hatte, einem Herrn E... Dieser riet ihm, die Nägel auszuziehen und unter der Dachtraufe zu vergraben. Als das geschehen war, kam alsbald eine alte Frau betteln. Man gab ihr nichts, und sie kam den andern Tag wieder. Man schickte sie weg und drohte ihr mit Schlägen, falls sie wieder erschiene. Seither schlich sie sich nur noch ums Haus herum. Der Mann aber wurde krank und siechte dahin.

### *91. Die Hausierhexe*

In Wädenswil war ein armes Fräuli, das mit allerhand Waren hausierte. Kaufte man ihm nichts ab, fluchte sie einem Unglück an. Einmal hatte sie ihren Korb vor einem Hause abgestellt. Da nagelte ein spitzbübischer Kupferschmied ihn an die Bank. Als das Fräuli wieder herauskam, konnte es natürlich den Korb nicht wegheben. Es schimpfte und fluchte laut, daß alle Leute es hören konnten: Die zwei, dies getan haben, müssen binnen Jahresfrist sterben! So geschah es.

### *92. Hexenschaden*

In G... starb eine alte Hexe. Der Pfarrer sagte den Leuten in einem bestimmten Hause, sie sollen sich wohl hüten in diesen Tagen etwas auszuleihen oder sonst aus dem Hause zu geben. Eine Tochter, die davon nichts wußte, tat's aber doch. Sofort starb jenen Leuten alles Vieh.

### *93. Drei Hämpfeli Salz*

Eine Frau in Wädenswil wollte in einem Hause Waren verkaufen. Man sah sie aber in jenem Hause nicht gern als Hausiererin. Deshalb stellte man einen Besen aufrecht gekehrt vor das Haus und streute drei Hämpfeli Salz darauf. Drei Jahre lang blieb die Hausiererin weg; im vierten kam sie wieder. Darauf starb in jenem Hause ein Knabe.

### *94. Das behexte Mädchen*

„Unser Nachbar hatte eine Tochter im Alter von elf bis zwölf Jahren. Diese wurde behext, indem ihr eine Hexe in den Mund atmen konnte. Das Kind konnte, wenn es bei uns war, plötzlich zur Stube hinausspringen, indem es ausrief: ‚Seht ihr sie! Seht ihr sie!' Und dann zeigte es auf die nur ihm sichtbare Hexe. Ja, einmal zerarbeitete und zerschlug es sich ordentlich an derselben. Dann troolete es in der Stube herum und ins Bett hinein und wieder heraus. Eines Tages kam Herr Pfarrer N. N., das Kind zu besuchen. Das blickte ihn anfangs starr an. Verwundert fragte er des Kindes Eltern, warum das geschehe. Diese sagten ihm, er solle nur sein rotes Halstuch, das er trage, zudecken. Das tat er, und das Kind sah ihn nicht mehr so an. Der Pfarrer schärfte den Eltern strenge ein, doch ja an dem Kinde nicht weiter abergläubische Mittel zu versuchen. Aber es half überhaupt kein Mittel.

Nun konnten die Eltern ein Bündel bekommen, das sie dem Kinde in die Tasche taten. Aber nun hätte einer das Krachen hören sollen, das durchs ganze Haus fuhr. Sie ließen sich aber nicht abschrecken. Einmal nahm das Kind das Bündel aus der Tasche heraus und warf es in den Winkel. Da hätte man sehen sollen, wie das Bündel in der Stube herumflog, so daß man's schier nicht mehr erwischen konnte. Nun nähten sie es dem Kinde zwischen das Futter und es genas."

### *95. Die Hexe nimmt das Kind aus dem Bett*

Eine junge Frau hatte ein Kind von etwa drei Vierteljahren. Als sie einmal einige Tage von zu Hause fort mußte, übergab sie das Kind seiner Gotte zur Obhut. Als des Kindes Mutter fort war, kam eine alte Frau, eine Hexe, zu der Gotte. Als sie das Kindlein sah, konnte sie nicht genug tun, wie das doch ein schönes Kind sei; sie sollten ihm allweg nur Sorge haben, es werde nicht alt. Nachts darauf hörte die Gotte in der Stube, darin das

Kind schlief, laut rumpeln. Sie stand auf, und siehe, das Kind lag nackend und auf dem Angesicht in der Stube draußen. Sein Bettlein war aber zugedeckt und in bester Ordnung. Sie legte das Kleine wieder hinein, aber zum zweiten Male wurde das arme Kind auf den Stubenboden gelegt. Nun stellte die Gotte den Besen zunderobsi, und die Hexe hatte keine Gewalt mehr. Denn eine Hexe war's, und nichts anderes, die das Kind auf den Stubenboden gelegt hatte.

### *96. Das Dorf voll Hexen*

Es war eine traurige Zeit an dem Orte, von dem die vorhergehende Geschichte handelt. Alles war behext. In jedem Hause hatte es eine Hexe. Es gab nirgends so viel alte Jungfrauen wie dort, denn jeder brave Bursche scheute sich, eine Hexe zu heiraten. Unter den Hexen jenes Ortes, welches der Erzähler nicht nennt, sei eine gewesen, von der man sagte, sie könne in der Stube herumfliegen. Eine andere hatte gar keine Ruhe zu Hause; nur wenn sie sich beim „Walddoktor" aufhielt, war es ihr wohl.

### *97. Das viele Brot*

An einem Orte (in der Gegend von Horgen) wunderte sich der Hausvater, wie doch das viele Brot, das er alle Morgen im Küchenschrank fand, über Nacht in sein Haus komme. Weil er es dem Brot ansah, von welchem Bäcker es war, so ging er zu diesem und bat ihn, doch kein Weites und Breites zu machen. Wenn ihm wieder Brot abhanden komme, so solle er es nur ihm sagen, er werde es ihm vergüten. Seine Buben waren nämlich behext und konnten das Brot holen, ohne daß es jemand merkte.

### *98. Von den Hexen und ihren Seelen*

In der Gegend von Horgen erzählte man sich: Die Hexen ritten des Nachts auch etwa aus. Das ging so zu: Sie standen auf die Chouscht, nahmen den Besen zwischen die Beine — und fort ging's, zum Dach hinaus durch die Luft. Hätte man nun den Leib einer Hexe, der unterdessen wie tot im Bette lag, umgewendet, das Gesicht nach unten, so hätte sie sterben müssen, denn die Seele, die von der Reise zurückgekommen wäre, hätte den Weg nicht mehr in den Leib zurückgefunden.

### *99. Der Hexe Tod*

An einem Orte in der Gemeinde Horgen lag eine Hexe im Sterben, aber obschon sie laut schrie, ging doch niemand zu ihr ins Haus. Nun bat sie um Gottes Willen, ihr doch nur eine schwarze Katze zu geben. Umsonst; sie mußte verräbeln und wurde kohlschwarz. Man soll doch ja und besonders bei Nacht einer schwarzen Katze nichts tun, auch den Ägersten (Elstern) nicht, denn in den meisten sind Hexen verborgen. — Es habe einmal jemand einem Ägerst ein Bein abgeschossen, und als er heimkam, saß seine Frau hinter dem Ofen und hatte ein Bein ab.

### *100. Hexe würgt Schlafende*

Eine Erzählerin (ab dem Horgener Berg?) versicherte, es sei ihr einmal nachts eine Hexe auf die Brust gesessen und habe sie am Halse so abscheulich gewürgt, daß sie nicht imstande gewesen sei, um Hilfe zu rufen, obschon sie ihr Äußerstes aufgeboten. Erst als sie der Hexe einen rechten Fluch angehängt, habe diese sie losgelassen. Das Drücken habe die Frau noch lange am Halse gespürt.

### *101. Der Isengrind*

Der Isengrind ist ein Gespenst in Hundegestalt. Er hat feurige Augen und trägt Hörner. In einer Nacht zwischen Weihnacht und Neujahr macht er die Runde durchs Dorf Horgen. In einer Familie daselbst waren die Eltern just an jenem Abend ausgegangen, als der Isengrind umging. Die Kinder lagen auf dem Ofen. Da kommt das Gespenst herein, nimmt einen Knaben auf die Hörner und läuft mit ihm fort.

### *102. Der zauberkundige Bezirksrichter*

„Bezirksrichter X. kann den sterben lassen, welcher ihm das Geringste stiehlt. Er kann den Täter erkennen, indem er in einen Zauberspiegel blickt. Bruder und Schwester hat er ums Leben gebracht. Die Leute im Hörsacher hätten ihn längst in den Bach geworfen, wenn sie ihn nicht fürchteten. In seiner jüngst abgerissenen Scheune spukte es alle Nacht."

### *103. Die Hexen in Horgen*

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte in Horgen eine Hexe, die „Wattenbüelerin". Die hatte ein Unwetter verursacht, welches die Reben bös verwüstete. Auch nahm sie einigen Kühen die Milch; das heißt, sie verzauberte das Vieh, daß es keine Milch geben konnte. Ja, einige hatten sie gesehen, als sie bei der Kapelle St. Niklaus auf einem Wolfe ritt.

Für einen gewissen Zauber brauchte sie einmal ein Männerherz. Als sie einen Mann ausfindig gemacht hatte, dessen Herz ihr den beabsichtigten Zweck erfüllen sollte, redete sie ihn drum an. Der aber wollte sein Herz nicht an eine Hexe verschenken. Jetzt wurde das Weib bös und drohte ihm, sie wolle es dennoch haben und ihm eines aus Stroh einsetzen.

Sie war aber an den Lätzen geraten, denn der Bursche und andere Horgener, denen sie zuleidgewerkt hatte, verklagten sie.

Noch um 1850 erzählte man sich in Horgen, daß in der Andreasnacht auf dem Kreuzwege die Hexen tanzen. — Sie holen in der Christnacht um 12 Uhr Wasser an einem laufenden Brunnen.

### *104. Die Muetiseel in Horgen*

Wie im Oberland im Sternenberg und im Fischenthal, im Weinland in Flurlingen, im Unterland in Oberglatt, so gab es am Zürichsee, und zwar in Horgen, eine Muetiseel. Das war ein gespenstisches Ungeheuer, welches bei Neumond durch die Luft und gewissen Wegen nach stürmte und zu Hudlen und Fetzen zerriß, was ihm in den Weg kam. Es warnte mit rauhem Geschrei die Leute, die sich zufällig auf seinem Weg befanden mit dem Rufe:

Drei Furen us em Wääg,
suscht schniid der d Bei ewääg!

### *105. General Werdmüller auf der Au*

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts besaß General Hans Rudolf Werdmüller das Gut auf der Au, einer Halbinsel am Zürichsee. Er hegte eine besondere Liebe für das Schmiedehandwerk und hatte in der Au eine eigene Schmiede, in der er oft selbst zum Zeitvertreib arbeitete, bisweilen auch wandernden Schmiedegesellen, die ihn um den Zehrpfennig ansprachen, für einen oder zwei Tage oder wohl gar, wenn es sich nicht anders fügte,

eine Nacht durch Arbeit gab. So wurden etwa in mitternächtlicher Stille an beiden Ufern des Sees Hammerschläge von der Au herüber gehört, und vorbeifahrende Schiffer sahen, im Schauer der Gespensterstunde, wie es aus der Esse heraufglimmerte. Daher entstand die Sage, daß der Obrist nächtliche Besuche des Bösen empfange, der ihm Hufeisen schmieden helfe.

Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als jene Werkstätte in eine Wohnung für das Gesinde umgeschaffen wurde, waren die guten Leute kaum zu überzeugen, daß es sich hier schlafen ließe ohne Gefahr, von dem verstorbenen General geplagt, vielleicht gehämmert zu werden. Ja, der Aberglaube, der sich noch am letzten Stäudchen zu halten versucht, trieb es soweit, zu behaupten, daß ein gewisses Stück Holz aus der alten Schmiede, welches zufällig eine ziemliche Weile auf dem Platze liegen blieb, gewiß nicht von der Stelle verrückt werden könne, ohne schreckliches Unheil anzurichten.

Außerdem besaß Werdmüller eine Gondel, womit er zum Erstaunen schnell fuhr. Daß dies nicht mit natürlichen Mitteln zugehe, war bei den Leuten bald genug ausgemacht. Ja die Sache schien selbst seinen Obern so verdächtig, daß Werdmüller sich darüber bei ihnen zu verantworten hatte.

### *106. Der Schatz auf Alt-Wädenswil*

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die alte, feste Burg zu Wädenswil abgetragen; nur ein einziger Turm trotzte noch lange dem Zahn der Zeit, wie ein ernster Wächter über die Kronen der Waldbäume in die lieblichen Gefilde hinunterblickend. In diesem Gemäuer hat einst ein armer Holzhacker ein wunderbares Schicksal erlebt, aber auch seine Lust nach Reichtum schwer gebüßt. Er war ein fleißiger Mann, der bei Arbeit und Sparsamkeit gesund und rüstig geblieben; weder er selbst noch sein treues Weib fühlten sich in ihrer Armut unglücklich.

Als er einmal in der Nähe des alten Turmes arbeitete, hörte er in demselben ein ungewöhnliches Geräusch und neugierig kletterte er hinauf, um durch eine Schießscharte den inneren Raum übersehen zu können. Mit welch freudiger Überraschung schaute er das Wunder, das sich ihm erschloß; denn zwei Zwerglein in langen, grauen Gewändern, mit silberweißen, bis zum Gürtel reichenden Bärten schleppten aus einer ihm unsichtbaren Türe silberne und goldene Becher und Gefäße, schimmernden Schmuck und seltene Münzen daher, gleichsam um den in Nacht und Dunkel verborgenen Schätzen wieder einmal die Wohltat des lieben Sonnenscheins angedeihen

zu lassen. Sprachlos starrte der geblendete Mann in das helle Gefunkel hinein, unbemerkt von den Zwergen, die in gesprächiger Geschäftigkeit walteten; aber ihr Verbündeter, ein Rabe, hatte den unberufenen Lauscher entdeckt und kündete ihn mit heiserem Gekrächze an, worauf unbegreiflich schnell der ganze Spuk verschwand. Nur das Knarren einer Türe verriet, daß der Schatz im Turm selbst liegen müsse. Aber umsonst suchte der genarrte Mann während drei langen Tagen die Spur einer Spalte oder Pforte; das Gemäuer schien so einsam wie immer und schon ergab er sich mit grollender Unlust darin, ferner arm zu bleiben, bis die Versuchung ihm in Gestalt eines fahrenden Schülers sich nahte. Wie wenn der sonderbare Jüngling in sein Herz sehen würde, redete er ihm von den Reichtümern, die hier unbenützt unter ihren Füßen lägen, und fachte so die kaum entschlummerte Habsucht zur hellen Flamme an. Endlich versprach er dem begehrlichen Manne, ihm zur Hebung des Schatzes behilflich sein zu wollen und beschied ihn auf die Mittagsstunde in die Ruine. Unter wunderlichen Gebärden und schaurigen Beschwörungen machte er den Erstaunten auf eine kleine Pforte aufmerksam, die bis jetzt seiner eifrigsten Nachforschung entgangen war, gab ihm eine Wünschelrute und wies ihn an, ohne umzublicken oder etwas zu berühren, durch das Pförtlein bis zu den Schätzen hinzudringen, dort dreimal wacker zuzugreifen, aber, wenn ihm Leib und Leben lieb sei, kein lautes Wort zu sprechen. Auf den ersten Schlag mit der Rute sprang die Türe knarrend auf, und der Holzhacker befand sich in einem geräumigen, von feuchtem Moderdufte erfüllten Gemache; doch brauchte er seine ganze Herzhaftigkeit, um nicht umzukehren; denn ein ganzes Heer von Schlangen und anderm Getier unheimlicher Art umlagerte seine Füße, während häßliche Fledermäuse ihm den Weg zu einer zweiten Türe zu versperren schienen. Mutig machte er sich Bahn und nach einem wiederholten Schlage öffnete sich auch diese Pforte; aber wie ganz anders sah es hier aus. Auf weichen Polstern lag eine liebliche Frauengestalt, die ihm mit anmutigen Gebärden einen Becher köstlichen Weines anbot. Zum Glücke schwieg das Zauberwesen und die tiefe Stille des in zartem Rosenglanz strahlenden Gewölbes schloß dem Betroffenen den Mund, so daß er, zu sich selbst kommend, ohne umzublicken standhaft an dem Weibe vorbei einer Flügeltüre zuschritt, die ihm die höchsten Schätze zu bergen versprach. Er hatte sich nicht geirrt; denn als auf den dritten Schlag die Türflügel wichen, breitete sich in blendender Pracht der ungeheure Schatz vor seinen Blicken aus; hier standen reich mit Edelsteinen geschmückte Gefäße ohne Zahl; dort lachte ihm aus den geöffneten Truhen der herrlichste Schmuck entgegen; ganze Kisten voll blanker Gold- und Silberstücke luden zum Zugreifen ein; alle diese Herrlichkeiten erleuchteten strahlend das hohe

Gemach, als ob tausend Kerzen ihren Glanz verbreiteten. Aber o weh! Der Anblick dieser Kostbarkeiten überwältigte den Glücklichen und es entfloh seinen Lippen der Freudenruf: „Herr Gott, wie viel!" Im nämlichen Augenblick verschwand alles in tiefe Finsternis und von einer heulenden Windsbraut erfaßt, ward der Unselige emporgehoben und erst am späten Abend kehrten seine Sinne wieder. An Leib und Seele zerschlagen, fand er sich einsam in dem alten Gemäuer; doch als er sich nach und nach des Geschehenen erinnerte, verging ihm auf immer die Habgier nach Reichtum.

### *107. Die Klungerin*

Am Zürichsee, namentlich am linken Ufer, und im Oberland, geht ein altes, gespenstisches Weib um; es hat zwei Höcker, einen auf der Brust und einen auf dem Rücken und an den Händen lange, scharfe Nägel. Sie ist hauptsächlich den Kindern feind, denen man mit ihrem Erscheinen droht, wenn sie nicht einschlafen wollen. Aber auch Erwachsene quält und peinigt sie, indem sie ihnen des Nachts als böser Alp zusammengekauert auf die Brust hockt und mit ihren langen Nägeln die Hälse zuschnürt, so daß sie am anderen Morgen ganz elend anzusehen sind. Sie soll sich in einer schwer zugänglichen Höhle im Sihlsprung, im „Chrungelichaste", aufhalten. Diese Unholdin gab Anlaß zur Veranstaltung der „Chrungelinacht" an einem Abend zu Ende des Jahres, da vermummte junge Leute in die Häuser eindrangen und mit den Spinnerinnen allerlei Schabernack trieben und den Kindern bange machten. Ähnliche Gespenster, die umgingen, waren der „Böölimaa", dem am Uetliberg eine Wohnung angewiesen ist, und der „Haaggemaa", ein bösartiger Wassergeist, der in den Gewässern lauernd seine Opfer mit einem langen Haken zu sich herab in die Tiefe zieht. Noch heute nennt man die dichten Schlingpflanzen am Seeufer „Haggemanne".

### *108. Die Sage vom Hüttnersee*

Es war vor vielen vielen hundert Jahren. Da gab es noch keinen Hüttnersee. An seiner Stelle dehnte sich ein finsterer Tannenwald aus, durch den der alte Pilgerweg nach Einsiedeln führte. Mitten im Gehölz konnte man das Plätschern einer Quelle vernehmen, deren Wasser sich aus einem uralten Holztüchel ergoß. Das war der Pilgerbrunnen. Gerne erlabten sich hier die Wallfahrer im kühlen Schatten nach ihrer langen Wanderung, bevor sie den letzten Anstieg gegen die Schindellegi hinauf unter die Füße nahmen.

Einst langte am Abend spät ein müder Pilger bei diesem Brunnen an. Er setzte sich neben dieser Quelle nieder, um etwas auszuruhen. Kaum hatte er sich auf dem weichen Moospolster des Waldbodens niedergelassen, als plötzlich ein Greis mit langem, weißem Bart aus dem Waldesdunkel vor ihm auftauchte. Er trug auf seinem Rücken ein Bündel Riedbesen, die er aus den langen Halmen der Riedbesenstreu kunstvoll gezöpfelt und geknüpft hatte. Weil er seit Jahrzehnten alljährlich aus dem Hochtal von Einsiedeln mit seinen Besenbündeln ins Zürichbiet herunterkam, war er dort jedermann unter dem Namen „Beselimaa" bekannt.

Im Laufe des Gespräches, das die beiden anknüpften, erkundigte sich der Besenmann nach den Reiseplänen des Pilgers. Dieser erklärte ihm, daß er noch heute bis nach Maria-Einsiedeln weiter wandern werde, um am übernächsten Tage wieder auf demselben Wege zurückzukehren. Da lachte der Greis laut auf und sprach: „Ja, du hast gut sagen! Wenn du übermorgen wieder auf diesem Weg zurückkehren willst, wirst du deinen Durst nicht mehr an diesem Brunnen stillen können. Frage mich aber nicht weiter, Gott sei mit dir, leb wohl." Dann verschwand der Greis. Nachdenklich setzte der Pilger seinen Weg fort.

Als der Wallfahrer am zweitfolgenden Tag wiederum auf demselben Wege zurückkehrte, da wartete seiner eine große Überraschung. An Stelle des Waldes, den er vorgestern noch durchschritten hatte, breitete sich eine dunkle Seefläche vor ihm aus. Das Gehölz samt dem Pilgerbrunnen war in der Tiefe versunken. Nur rings am Ufer gewahrte er noch hie und da Wipfel und Äste halbertrunkener Tannen aus dem Wasser ragen.

Bis vor wenigen Jahrzehnten glaubten die Umwohner des Seeleins, es sei unergründlich und habe einen unterirdischen Ausfluß, der bei Wädenswil in den Zürichsee münde.

## *109. Der Dreifingerstein*

Wenn man von der Alp auf dem Roßberg den steilen Bergpfad zur Hohen Rohne hinaufsteigt, wo die drei Kantone Zürich, Schwyz und Zug zusammenstoßen, kommt man bei einem mächtigen Granitblock vorbei, der in der Umgebung unter dem Namen Dreifingerstein bekannt ist. Bei näherer Betrachtung rechtfertigt sich diese sonderbare Benennung dadurch, daß man oben Vertiefungen wahrnimmt, die so aussehen, als ob sie durch das Hineinstecken eines Daumens, eines Zeig- und Mittelfingers entstanden wären. Vom Ursprung dieser Löcher erzählt die Volkssage Folgendes:

Ein reicher und habsüchtiger Senn machte nach dem Hinschiede des Besitzers auf Alp und Wald ungerechten Anspruch. Seine Forderung geschah auf Kosten der Kinder des Verstorbenen, die durch den Verlust dieser Grundstücke arme Waisen geworden wären. Falsche Verschreibungen und Dokumente unterstützten die Ansprüche des Betrügers; die armen Kinder hatten nichts als ihr inneres, gutes Recht. Es kam zum richterlichen Augenschein und zum Eidschwur. Der Bösewicht leistete ihn mit aufgehobenen Schwörfingern auf der Höhe des Felsens, laut und frech. Weh dir, rief ihm der Richter zu, wenn du einen falschen Eid getan!

Da stieß der Mann auf dem Felsen die ärgsten Beteuerungen aus, wie ihn der Teufel holen solle, wenn er die Unwahrheit beschworen: „So wenig als ich meine Schwörfinger in diesen harten Stein tauchen mag, so wenig habe ich einen falschen Eid getan", rief er aus. Und damit setzte er in grausiger Vermessenheit die Finger auf den Stein, als ob er dieselben hineindrücken wollte. Und siehe, der Felsen gab nach wie weicher Schnee, und die drei Schwörfinger begruben sich darin bis ans hinterste Gelenk. Entsetzt wollte er sie alsbald zurückziehen; sie waren aber festgewachsen, und all sein Mühen und die Arbeit anderer fruchteten nichts; Gott hatte gerichtet und der Fälscher bekannte sein Verbrechen vor allen Anwesenden. Und nachdem er gebeichtet, erbebte die Erde, die Föhrenzweige rauschten schauerlich, und aus dem Walde fuhr unter Blitz und Donner eine schwarze Wolke. Diese umhüllte ihn und ein lautes Geschrei erhob sich in derselben; dann zerteilte sie sich und zerfloß in der Luft. Der Verbrecher aber lag entseelt auf dem Granitstein.

### *110. „De Tüütsch"*

Zur Franzosenzeit stand links von der Straße, welche nach dem „Waggital" führt, fast auf der „Aahöchi", eine kleine Weidscheune. Dorthin wurde ein österreichischer Husar geschickt, um für die Pferde seiner Truppe Heu zu stehlen. Der Knecht, welcher eben das Jungvieh fütterte, tat, als ob er das vom Husaren geforderte Heu hole und stieg, vom Husaren gefolgt, auf den Heuboden hinauf. Unter dem Heuloch drehte sich der Knecht blitzschnell um und stieß seinen Feind hinunter. Die Leiche warf er in den Jauchetrog und machte sich wieder an die Arbeit.

Unterdessen war das aufgescheuchte Pferd des Fremden ins Lager zurückgekehrt, und zwei Husaren, Schlimmes ahnend, machten sich auf den Weg, den vermißten Kameraden zu suchen. Sie kamen auch an der Weidscheune vorbei, wurden aber hier von Meister und Knecht irregeführt.

Unglücklicherweise guckte ein Soldat in den Jauchetrog und sah den Stiefel seines vermißten Kameraden aus der Jauche ragen.

Die Österreicher wollten ihren Freund sofort rächen und griffen den Bauern und den Knecht an. Diese setzten sich jedoch zur Wehr und stachen die beiden Kriegsleute mit der Gabel tot. Dann begruben sie die Leichen in der Nähe. Da die Husaren schriftdeutsch redeten, nannte man jenes Stück Land, auf dem sie begraben liegen, „de Tüütsch".

### *111. Das Gefecht beim Sennhaus*

Eine Anzahl Tirolerschützen der österreichischen Armee verfolgte eine kleine Abteilung Franzosen, welche von der „Gisenrüti" her über den „Chotten" nach dem „Sennhaus" flüchteten und über den Sennhausrain zu entfliehen suchten. Beim „Sennhaus" versteckten sich die Franzosen hinter leeren, zum Verschwellen im Freien stehenden Fässern und versuchten, durch Schießen die Tiroler von sich fern zu halten. Diese erwiderten jedoch das Feuer und trafen, als ausgezeichnete Schützen bekannt, alle Flüchtenden, so daß keiner mehr am Leben blieb. Die erschossenen Franzosen sollen in der Nähe des Gehöftes begraben liegen.

### *112. Die Franzosen auf dem „Chotten"*

Zwei Burschen hielten an einem Sonntag auf dem „Chotten" Ausschau. Da sahen sie plötzlich vom „Straßhaus" her eine Schwadron französischer Husaren anmarschieren. Sie nahmen an, die Feinde könnten am „Chotten" vorbeikommen. Sie faßten daher den Entschluß, das Hornissennest in einer hohlen Esche im „Chottenhölzli" zu stören, um die Husaren dadurch an der Durchreise zu hindern. Mit Steinen wurden die Hornissen bombardiert. Dann zogen sich die Täter auf den Heustock in der Scheune zurück. Durch die Spalten der „Bschlächti" wurde der Weg kontrolliert, und die Burschen konnten sehen, wie die Hornissen die Pferde und die Husaren angriffen. Die Pferde bäumten sich hoch auf vor Schmerz und versuchten durchzubrennen. Die hintersten der Husarentruppe wollten das Chottenhölzli umreiten. Der Kommandant gab die Erlaubnis aber nicht. Alle mußten am Hornissennest vorbeireiten. Dann schwärmten die Husaren aus und suchten die Missetäter, fanden sie aber nicht.

### *113. Die Franzosen im „Chruzelenmoos"*

Eine Abteilung französischer Husaren, welche die Aufgabe hatte, das Gebiet von Hirzel zu rekognoszieren, kam eines nachts zum Straßhaus. Die Fremden zwangen einen Bewohner, ihnen den Weg nach Hirzel zu zeigen. Im Schein einer Laterne gings voran Richtung „Kräh", „Enderholz", „Morgental". Beim „Chruzelenmoos" bemerkte der Wädenswiler, daß er in die Feuerlinie der in jener Gegend liegenden Österreicher gekommen war. Als Laternenträger war er in großer Gefahr. Blitzschnell warf er das Licht in die Stauden und rannte ins Moos hinaus. Hier konnte er von den Berittenen nicht mehr verfolgt werden. Er hörte die Franzosen, die bereits im Moor eingesunken waren, fluchen und lästern. Seine Verfolgung konnten sie aber nicht mehr aufnehmen. Erst nach zwei Tagen soll sich der arme Mann wieder heim getraut haben.

### *114. Der Zwischenfall auf Laubegg*

1799 wurde auf Laubegg — andere meinen in Samstagern — vor dem Hause des Bauern Bär ein österreichischer Soldat erschossen. Bärs Knecht nahm dem Krieger die Waffen ab und versorgte sie im Hause. Die Nachbarn schoben die Mordtat auf Bär hinaus und verklagten ihn bei den Österreichern. Diese durchsuchten das Haus und fanden die Waffen des Kameraden. Bär beteuerte seine Unschuld, wurde aber gleichwohl abgeführt. Geknebelt banden sie ihn zwischen zwei Rosse und schleppten ihn nach Bäch ins Lager. Das Militärgericht sprach das Todesurteil aus. Am folgenden Morgen sollte es bereits vollstreckt werden.

Von diesem hatte mittlerweile auch Dr. Landis vernommen. Er war Bärs Freund. Er vermutete, daß Bär unschuldig sei. Sofort schickte er Boten an General Hotze nach Zürich. Unterdessen untersuchte man Bärs Haus nochmals und fand im Keller einen Franzosen, welcher den Österreicher erschossen hatte.

### *115. Fremde Soldaten raubten Kirschen*

Man weiß nicht mehr, ob es Kaiserliche oder Franzosen waren. Sie bestiegen die Bäume, hieben mit den Säbeln die Äste ab und verspeisten die Kirschen am Boden.